

DIE TRILOGIE

Drei Bände

Vöblöhe · 1905 bis 1989

Schicht

Eine Ruhrgebiet-Saga



aban news

Roman · geschrieben mit Claude Opus

Schicht

Drama / Familien- und Gesellschaftsroman

aban news

geschrieben mit Claude Opus · aban news

ERSTER BAND

Anfahrt

Voßlohe, 1905-1923

. . .

Kapitel 1 - Glück auf

Der Korb fiel, und mit ihm fiel Wilhelm in den Berg, wie er jeden Morgen in den Berg fiel, sechs Tage die Woche, und nie hatte er sich daran gewöhnt und nie hätte er es zugegeben. Über ihm verschwand das viereckige Stück Himmel, das der Schacht noch durchließ, erst grau, dann grauer, dann nichts mehr, und der Magen blieb ihm oben, während der Rest von ihm sank. Neben ihm im Korb standen sie zu acht, Mann an Mann, Lampe an Lampe, und keiner sagte ein Wort, denn was sollte man sagen um vier Uhr morgens, wenn man in die Erde fuhr.

Es roch nach Öl und nassem Eisen und nach den Männern selbst, nach Schweiß, der nie ganz aus der Kleidung ging. Wilhelm hielt sich am kalten Gestänge fest und zählte die Anschläge, wie er sie als Junge gezählt hatte, als ihn sein Vater zum ersten Mal mitgenommen hatte, und wie er sie zählen würde, bis der Berg ihn behielt oder ausspuckte. Bei der dritten Sohle wurde der Korb langsamer, ein Ruck, ein Anhalten, das man in den Knien spürte, und dann standen sie auf festem Grund, der keiner war, achthundert Meter unter Voßlohe, unter den Häusern und den Gärten und der Emscher, unter allem, was Leben hieß.

«Glück auf», sagte der Anschläger, und es war kein Gruß, sondern eine Beschwörung, das einzige Wort, das hier unten zählte. Es hieß: Komm wieder herauf. Es hieß: Lass den Berg dich heute lassen.

«Glück auf», sagte Wilhelm und ging in die Strecke.

Der Weg vor Ort war lang, halb gebückt, durch Stollen, in denen die Hitze mit jedem Schritt wuchs, und das Wasser von oben tropfte und unter den Stiefeln stand. Die Grubenlampe warf ihren kleinen Kreis vor ihn hin, und außerhalb des Kreises war eine Dunkelheit, die älter war als alles, eine Dunkelheit, die das Licht nicht vertrieb, sondern nur kurz beiseiteschob. Wilhelm kannte den Weg blind. Er kannte jeden Stempel, jede Stelle, an der das Hangende drückte, jedes Knacken im Gebirge, das man hören musste, um zu leben. Man lernte den Berg mit dem Körper, nicht mit dem Kopf, und Wilhelms Körper war neunundzwanzig Jahre alt und schon nicht mehr ganz seiner.

Vor Ort wartete Heinrich. Er saß auf einem Stein, die Lampe neben sich, und kaute an einem Stück Brot, und als Wilhelm kam, schob er ihm wortlos die Hälfte hin. So machten sie es seit Jahren. Der eine brachte das Brot, der andere am nächsten Tag, und keiner rechnete, denn wer hier unten rechnete, der hatte schon verloren.

«Spät», sagte Heinrich.

«Der Korb», sagte Wilhelm.

«Immer der Korb.» Heinrich grinste, das Weiß seiner Zähne im rußigen Gesicht. Er war vier Jahre älter als Wilhelm und einen Kopf breiter, ein Mann, der lachte, wo andere fluchten, und der das Maul aufmachte, wo andere schwiegen. Er hatte für Wilhelm gebürgt, damals, als Wilhelm angefangen hatte, ein dünner Junge ohne Vater, und seitdem teilten sie das Gedinge, den Stoß, das Brot. Ein Kumpel war kein Freund. Ein Kumpel war mehr. Ein Freund konnte gehen. Ein Kumpel hielt dir den Stempel, wenn das Hangende kam.

Sie hauten den Stoß. Es war Schwerarbeit, die schwerste, die Wilhelm kannte, die Keilhau ins Flöz, immer wieder, in der Hitze, im Staub, der sich auf die Lunge legte und nie mehr ganz herausging.

Sie arbeiteten nebeneinander, ohne viel zu reden, im Rhythmus, den nur zwei Männer finden, die einander kennen, und füllten die Förderwagen, einen nach dem anderen, denn nach Wagen wurden sie bezahlt, nach gefördertem Berg, und jeder Wagen war ein paar Pfennige näher am Monatsende.

Gegen Mittag, in der kurzen Pause, lehnte Wilhelm am feuchten Stoß und dachte an Bertha. Sie war im siebten Monat jetzt, das erste Kind, und sie trug es, wie sie alles trug, mit zusammengebissenen Zähnen und einem Blick, der mehr sah, als ihm lieb war. Am Morgen, im Dunkeln, hatte sie ihm das Brot gerichtet und gesagt, der Garten brauche Mist, und der Stall sei undicht, und er solle mit dem Steiger reden wegen der Wagen, die sie ihm letzte Woche genullt hätten. Drei Wagen. Drei Schichten Arbeit, für nichts, weil zu viel Berge dabei gewesen sei, hatten sie gesagt, zu viel taubes Gestein zwischen der Kohle. Wer das entschied, war ein Mann oben mit sauberen Händen, der die Wagen nie gesehen hatte.

«Du grübelst», sagte Heinrich.

«Die Nullen.»

Heinrich spuckte schwarzen Speichel auf den schwarzen Boden. «Sie nullen jetzt jeden. Bei mir letzte Woche zwei. Bei Schäfer vier. Das ist kein Zufall, Wilhelm. Das ist System. Sie drücken den Lohn, ohne den Lohn anzufassen, verstehst du? Sie sagen nicht, wir zahlen weniger. Sie sagen, deine Arbeit war nichts wert.» Er stand auf, nahm die Haue. «Aber das geht nicht lange gut. Die Leute reden schon.»

«Reden hilft keinem.»

«Reden ist der Anfang von allem.» Heinrich sah ihn an, und in seinem Blick war etwas, das Wilhelm nicht recht fassen konnte, eine Überzeugung, die Wilhelm fehlte und um die er ihn beneidete. «Wir

sind viele, Wilhelm. Das ist das Einzige, was wir sind. Viele. Wenn die Vielen einmal stillhalten, alle zugleich, dann steht der Förderturm, und ein stehender Förderturm kostet die Herren mehr Geld an einem Tag, als sie uns in einem Jahr nullen.»

Wilhelm sagte nichts. Er hob die Haue und schlug ins Flöz, und der Berg gab nach, Stück um Stück, wie er seit Jahrmillionen auf niemanden gewartet hatte und jetzt auf sie wartete, die ihn herausholten in den Wagen, in den Korb, ans Licht, das sie selbst kaum sahen.

Am Abend, als der Korb sie wieder heraufholte und das viereckige Stück Himmel über ihnen wuchs, erst nichts, dann grau, dann fast schon Tag, atmete Wilhelm die obere Luft, als hätte er sie sich verdient. In der Kaue wuschen sie den Berg von der Haut, so gut es ging, und der schwarze Ring um die Augen blieb, wie er immer blieb, das Zeichen, an dem man einen Bergmann erkannte, auch sonntags, auch im Sarg.

Der Weg in die Kolonie führte am Förderturm vorbei, der über allem stand, über den Reihenhäusern der Zeche, über den Gärten, über der Bude an der Ecke, in der schon das erste Licht brannte. Die Häuser gehörten der Zeche. Der Garten gehörte der Zeche. Der Stall, der undicht war, gehörte der Zeche. Wer für die Zeche arbeitete, wohnte in dem, was der Zeche gehörte, und wer nicht mehr für die Zeche arbeitete, wohnte nirgends mehr. So einfach war das, und so unausgesprochen, dass es niemand mehr aussprach.

Bertha stand in der Tür, als er kam, eine Hand im Kreuz, die andere am Türrahmen, und sah ihn den Weg heraufkommen mit dem schwarzen Ring um die Augen und dem müden Gang. Sie sagte nicht, dass sie froh war, dass er wieder oben war. Sie sagte: «Hast du mit dem Steiger geredet?»

«Morgen», sagte Wilhelm.

Sie sah ihn an, und er wusste, dass sie wusste, dass er auch morgen nicht reden würde, nicht so, wie Heinrich es täte, nicht laut, nicht fordernd, sondern höchstens bittend, und dass Bitten nichts brachte. Aber sie sagte es nicht. Sie trat zur Seite und ließ ihn ein, in das Haus, das der Zeche gehörte, in die Wärme, die er bezahlt hatte mit seiner Lunge, und drinnen war die Suppe heiß, und das Kind in ihr trat gegen ihre Hand, und für einen Abend war das genug.

. . .

Kapitel 2 - Der Kumpel

Es gab eine Geschichte, die Bertha nicht gern hörte, weil sie darin vorkam, ohne dabei gewesen zu sein, und die Wilhelm nie erzählte, weil ein Mann so etwas nicht erzählte, und die trotzdem zwischen ihm und Heinrich stand wie ein dritter Mann am Stoß. Sie war drei Jahre alt, die Geschichte, und sie ging so.

Sie hatten in einem Flöz gearbeitet, das schlecht im Ruf stand, weil das Hangende dort tückisch war, der Fels über ihnen, der nicht hielt, was er versprach. Man hatte gestempelt, wie man stempelte, Holz gegen den Druck des Berges, aber der Berg drückte, wann er wollte, und an jenem Tag wollte er. Wilhelm hatte das Knacken gehört, dieses bestimmte Knacken, das jeder Hauer im Schlaf erkannte, und er war erstarrt, eine halbe Sekunde, eine Sekunde, die genug gewesen wäre, ihn zu töten. Heinrich hatte nicht erstarrt. Heinrich hatte ihn am Kragen genommen und nach hinten gerissen, und im selben Augenblick war das Hangende gekommen, Tonnen von Fels dort, wo Wilhelm gestanden hatte, ein Donnern, ein Staub, der die Lampen erstickte, und dann Stille und Heinrichs Hand noch immer an seinem Kragen.

Sie hatten danach nicht darüber geredet. Heinrich hatte gesagt: «Du schuldest mir ein Brot», und Wilhelm hatte am nächsten Tag das Brot gebracht, und damit war es abgegolten, nach den Regeln, die hier galten. Aber Wilhelm wusste, dass man so etwas nicht mit Brot abgalt. Er wusste, dass er Heinrich sein Leben schuldete, und dass diese Schuld nicht kleiner wurde, sondern größer, je länger er lebte, weil jeder Tag, den er lebte, ein Tag war, den Heinrich ihm

geschenkt hatte.

Das war Kameradschaft unter Tage. Es war keine Freundschaft, wie die Leute oben sie meinten, mit Sympathie und gemeinsamen Interessen und Gefallen, die man sich tat. Es war etwas Älteres, Härteres. Es war der Pakt, dass der eine den anderen nicht sterben ließ, solange er es verhindern konnte, ohne Frage, ohne Rechnung, ohne Bedingung. Man musste den Kumpel nicht mögen, um für ihn zu sterben. Man musste ihn nur kennen, mit dem Körper kennen, an seiner Seite gehauen haben, im selben Staub, in derselben Hitze, in derselben Dunkelheit. Wilhelm mochte Heinrich. Das kam dazu, war aber nicht der Kern. Der Kern war, dass er ohne ihn tot wäre.

An diesem Tag arbeiteten sie in einem besseren Flöz, eines, das gut zog, viele Wagen, und sie waren guter Dinge, soweit man hier unten guter Dinge sein konnte. Heinrich redete, wie er immer redete, von der Welt da oben, von Dingen, die Wilhelm zu groß waren. Er las. Das war das Besondere an Heinrich, dass er las, Zeitungen, Flugblätter, sogar Bücher, die er sich von einem Lehrer in der Stadt borgte, und dass er das Gelesene weitertrug, vor Ort, in der Bude, überall.

«Es gibt einen Verband jetzt», sagte Heinrich. «Einen richtigen. Der Alte Verband. Die kämpfen für uns, für alle Bergleute, im ganzen Revier. Nicht beten, Wilhelm. Kämpfen. Für den Achtstundentag. Gegen die Nullen. Gegen die Strafen, die sie uns aufbrummen für nichts.»

«Und was zahlt das?», sagte Wilhelm. «Der Verband. Was kostet er, und was bringt er?»

«Er kostet einen Groschen im Monat. Und er bringt, dass du nicht allein bist, wenn sie dich nullen. Dass tausend andere für dich aufstehen, wenn sie dich treten.» Heinrich hielt inne, die Haue in der

Hand. «Weißt du, was die Herren am meisten fürchten? Nicht den einzelnen, der murrst. Den schmeißen sie raus, und morgen steht ein anderer am Stoß. Sie fürchten die Vielen, die zugleich murren. Solidarität, Wilhelm. Das ist das Wort. Das einzige, was wir haben gegen ihr Geld.»

Wilhelm kannte das Wort. Er hatte es oft gehört, von Heinrich, in der Bude, auf der Versammlung, zu der Heinrich ihn einmal mitgeschleppt hatte. Solidarität. Es klang gut. Es klang nach etwas, das größer war als ein einzelner Mann mit einer schwangeren Frau und einem undichten Stall und drei genullten Wagen. Aber Wilhelm misstraute Dingen, die größer waren als er selbst. Er hatte gelernt, dass man sich auf das verlassen musste, was man in den Händen hielt, und Solidarität konnte man nicht in den Händen halten. Brot konnte man halten. Einen Lohn. Ein Kind. Solidarität war ein Wort, und Wörter füllten keinen Topf.

«Du glaubst nicht dran», sagte Heinrich. Es war keine Frage.

«Ich glaube an das, was ich sehe.»

«Dann komm einmal mit und sieh.» Heinrich lud die Haue wieder in den Stoß, und der Berg gab nach. «Es kommt etwas, Wilhelm. Ich spüre es. Die nullen und nullen, und irgendwann ist das Maß voll, und dann werden sie sehen, was die Vielen sind. Und dann wirst du wählen müssen, auf welcher Seite du stehst.»

«Ich stehe am Stoß», sagte Wilhelm. «Wie immer.»

Heinrich lachte, das laute Lachen, das so gar nicht in die Dunkelheit passte und sie gerade darum erträglich machte. «Am Stoß stehen wir alle. Die Frage ist, ob du auch oben stehst, wenn es drauf ankommt.»

Sie hauten weiter, und die Wagen füllten sich, und über ihnen, achthundert Meter über ihnen, ging Bertha durch die Kolonie und

kaufte an der Bude einen halben Laib auf Anschreiben, weil der Lohn nicht reichte bis zum Monatsende, und der Budenbesitzer schrieb es an, mit einem Blick, der sagte, dass auch sein Anschreiben ein Ende hatte. Und in der Stadt, in einem Kontor mit sauberen Fenstern, saß ein Mann über den Förderzahlen und rechnete, wie man aus demselben Berg mehr Kohle und weniger Lohn herausholte, und fand, dass es ginge, wenn man die Nullen nur konsequent handhabte, und schrieb eine Anweisung, die am nächsten Tag den Steiger erreichte und übermorgen den Stoß, an dem Wilhelm und Heinrich standen und nicht wussten, dass über ihre nächste Schicht schon entschieden war, bevor sie sie taten.

. . .

Kapitel 3 - Wagennullen

Der Steiger hieß Bröker, und er war kein schlechter Mann, was die Sache schlimmer machte. Ein schlechter Mann hätte man hassen können, klar und ohne Rest. Bröker aber war einer von ihnen gewesen, ein Hauer, hochgekommen durch Fleiß und ein gutes Wort zur rechten Zeit, und er trug die Anweisungen von oben weiter, als täten sie ihm selbst leid, mit einem Schulterzucken, das sagte: Ich auch nicht, Leute, aber was soll ich machen.

Wilhelm fing ihn am Morgen ab, vor der Anfahrt, am Füllort, wo Bröker mit seiner Liste stand und die Kolonnen einteilte.

«Herr Steiger.» Wilhelm nahm die Mütze nicht ab, aber er senkte die Stimme, wie man sie senkte, wenn man bat. «Die Wagen letzte Woche. Drei Stück genullt. Da war keine Berge drin, nicht mehr als sonst. Das war saubere Kohle.»

Bröker sah ihn an, müde, über die Liste hinweg. «Kortmann. Ich schreib nicht, was genullt wird. Ich krieg die Liste, und auf der Liste steht, was die Wäsche meldet. Zu viel Berge im Wagen, Wagen genullt. So steht's da.»

«Die Wäsche hat die Wagen nicht gewogen, die hat sie geschätzt. Drei Wagen, Herr Steiger. Das ist eine halbe Woche.»

«Ich weiß, was drei Wagen sind.» Bröker sagte es leise, fast freundlich, und gerade die Freundlichkeit war es, die Wilhelm die Hoffnung nahm. «Ich hab selber gehauen, fünfzehn Jahre. Ich weiß ganz genau, was drei Wagen sind. Aber ich kann's nicht ändern. Es kommt von oben, Kortmann. Sie wollen die Förderkosten runter, und sie holen's sich über die Nullen, weil das keiner verbieten kann. Am

Lohn dürfen sie nicht ran, da steht der Verband davor. An den Wagen schon. Verstehst du?»

Wilhelm verstand. Das war ja das Schlimme. Er verstand es ganz genau, und das Verstehen half ihm nichts.

«Ich hab eine Frau», sagte er, und es war ihm zuwider, es zu sagen, weil es nach Betteln klang. «Ein Kind kommt.»

«Die haben wir alle.» Bröker sah wieder auf die Liste. «Geh an deinen Stoß, Wilhelm. Hau gute Kohle, dann werden die Wagen weniger genullt. Mehr kann ich dir nicht sagen.»

Es war eine Lüge, und beide wussten es. Man konnte hauen, so sauber man wollte; ob ein Wagen genullt wurde, entschied nicht die Kohle im Wagen, sondern eine Zahl, die oben gebraucht wurde, eine Förderkostenzahl, die stimmen musste, und die stimmte man, indem man so viele Wagen nullte, wie es brauchte. Es war kein Streit über Kohle. Es war ein Streit über Geld, und der eine hatte das Geld und die Liste, und der andere hatte die Haue und die Lunge.

Wilhelm ging an seinen Stoß. Er sagte Heinrich nichts, aber Heinrich sah es ihm an.

«Bröker?»

Wilhelm nickte.

«Was hat er gesagt?»

«Dass es von oben kommt.»

Heinrich lachte das Lachen, das diesmal kein Lachen war. «Natürlich kommt es von oben. Alles kommt von oben. Der Druck kommt von oben, der Fels, die Nullen, die ganze Last. Und unten stehen wir und fangen sie auf, mit dem Buckel.» Er hieb in den Stoß, härter als nötig. «Aber sie machen einen Fehler, Wilhelm. Sie nullen jetzt alle. Nicht nur den Faulen, nicht nur den Querkopf, den sie loswerden wollen. Alle. Den Fleißigen wie den Faulen, den Alten

wie den Jungen. Und weißt du, was passiert, wenn du alle gleich schlecht behandelst?» Er drehte sich um, das Lampenlicht auf seinem rußigen Gesicht. «Dann werden aus allen einer. Dann hast du sie zusammengetrieben, die du einzeln nie zusammengekriegt hättest. Das ist ihr Fehler, und es ist ein großer.»

In den Wochen darauf sah Wilhelm, dass Heinrich recht hatte. In der Bude, wo sonst über Fußball und Tauben und Weiber geredet wurde, redete man jetzt über die Nullen. Jeder hatte seine Geschichte, jeder seine genullten Wagen, und aus den vielen kleinen Geschichten wurde langsam eine große, eine Geschichte von Männern, die betrogen wurden, alle auf dieselbe Weise, vom selben Kontor, von derselben sauberen Hand. Heinrich stand mittendrin, redete, erklärte, las aus der Verbandszeitung vor. Achtstundentag. Ende der Nullen. Lohn, der ein Lohn war und keine Gnade. Die Männer hörten zu, und in ihren Gesichtern war etwas, das Wilhelm beunruhigte und das er nicht benennen konnte, eine Bereitschaft, ein Sich-Sammeln, wie der Berg, bevor das Hangende kam.

Zu Hause wurde es enger. Bertha rechnete jeden Abend, und ihre Rechnungen gingen nicht auf. Das Anschreiben an der Bude wuchs. Der Stall blieb undicht. Sie verkaufte die Kaninchen, die sie für den Winter hatte mästen wollen, und sagte nichts dabei, aber Wilhelm sah, wie sie die leeren Ställe ansah, und wusste, was es sie kostete.

«Es heißt, sie wollen streiken», sagte sie eines Abends, ohne aufzusehen, beim Stopfen.

«Wer sagt das?»

«Die Frauen. Die ganze Kolonie redet davon.» Sie zog den Faden durch. «Heinrich Brass redet davon.»

«Heinrich redet immer.»

«Und du?» Jetzt sah sie auf, und ihr Blick war so klar, dass er ihm wehtat. «Du redest nie. Was denkst du, Wilhelm? Wenn sie streiken. Machst du mit?»

Wilhelm schwieg. Er dachte an die genullten Wagen und an Brökers müdes Gesicht und an Heinrichs Wort von den Vielen, die einer werden. Und er dachte an das Kind in Berthas Leib, das im Winter kommen würde, in einen Haushalt, der jetzt schon nicht reichte, und an das, was ein Streik bedeutete: kein Lohn. Wochenlang vielleicht. Kein Lohn und ein Kind und ein Haus, das der Zeche gehörte.

«Ich weiß es nicht», sagte er.

Es war die ehrlichste Antwort, die er hatte, und Bertha nahm sie, wie sie alles nahm, ohne ein Wort, und stopfte weiter, und draußen ging der Wind durch die Kolonie und trug von der Bude her das Gemurmel vieler Männer herüber, die langsam einer wurden.

. . .

Kapitel 4 - Der große Streik

Es begann nicht mit einem Knall. Es begann mit einer Stille.

An einem Montagmorgen im Januar fuhr die Frühschicht nicht an. Sie kamen zum Schacht, wie sie jeden Morgen kamen, im Dunkeln, mit den Lampen, und sie versammelten sich am Füllort, und dann fuhren sie nicht an. Sie standen nur da. Der Anschläger wartete, der Steiger wartete, der Korb hing leer, und die Männer standen und rührten sich nicht, und es war diese Stille, die Wilhelm nie vergaß, die Stille von dreihundert Männern, die beschlossen hatten, nicht zu gehorchen.

Heinrich stand vorn, natürlich stand Heinrich vorn. Er war auf einen umgekippten Förderwagen gestiegen und redete, und seine Stimme trug durch die Halle, durch das Hallen des Eisens.

«Keiner fährt an», rief er. «Heute nicht und morgen nicht. Nicht bis sie die Nullen abschaffen. Nicht bis ein Lohn wieder ein Lohn ist. Im ganzen Revier stehen sie still, Kameraden, von Hamborn bis Dortmund, Hunderttausend, und wir stehen mit ihnen. Heute gehört die Zeche uns!»

Sie jubelten. Wilhelm jubelte nicht, aber er spürte es, das Jubeln, wie es durch die Männer ging, durch ihn hindurch, ein Gefühl, das er nicht kannte und das ihn erschreckte und mitriss zugleich. Macht. Zum ersten Mal in seinem Leben spürte Wilhelm so etwas wie Macht, nicht die eigene, sondern die der Vielen, deren Teil er war, und es war ein Rausch, und er misstraute ihm im selben Augenblick, in dem er ihn fühlte.

Der Förderturm stand still. Das war das Ungeheure. Das Rad, das sich gedreht hatte, solange Wilhelm denken konnte, jeden Tag, Tag und Nacht, das Rad stand. Es war, als hätte die Zeit angehalten. Die ganze Stadt hörte es, dieses Schweigen des Rades, und die ganze Stadt wusste, was es bedeutete.

In den ersten Tagen war es fast ein Fest. Die Männer, die sonst unter der Erde waren, standen im Tageslicht, in den Gärten, an den Straßenecken, und redeten und planten. Der Verband organisierte: eine Streikleitung, eine Streikkasse, Volksküchen für die, bei denen es zuerst eng wurde. Es wurde Disziplin gehalten, strenge Disziplin, denn Heinrich und die anderen wussten, dass die Herren nur darauf warteten, dass es Krawall gäbe, einen Vorwand für die Polizei, für die Aussperrung. «Keine Gewalt», predigte Heinrich. «Keinem ein Haar krümmen. Unsere Waffe ist, dass wir nicht arbeiten. Sonst nichts. Das ist genug. Das ist mehr als genug.»

Bertha trug es mit. Sie ging zur Volksküche und half schöpfen, den Bauch schon schwer vor sich her, und brachte abends mit, was es gab, eine dünne Suppe, ein Stück Brot aus der Streikkasse. Sie klagte nicht. Aber Wilhelm sah, wie sie nachts wach lag und an die Decke starrte, und er wusste, dass sie dieselbe Rechnung rechnete wie er: wie lange das ginge. Wie lange die Kasse reichte. Wie lange ein Mensch ohne Lohn lebte, mit einem Kind im Bauch.

«Sie können nicht ewig stillhalten», sagte Bertha einmal in der Dunkelheit. «Die Herren. Eine stehende Zeche kostet sie ein Vermögen. Jeden Tag.»

«Heinrich sagt das auch.»

«Heinrich.» Sie schwieg einen Moment. «Heinrich hat keine Kinder, Wilhelm.»

Es war das erste Mal, dass sie etwas gegen Heinrich sagte, und es war nicht gegen Heinrich, das wusste Wilhelm. Es war für das Kind. Heinrich konnte das Risiko tragen, weil er nur sich selbst zu verlieren hatte und seine Frau Käthe, die so überzeugt war wie er. Wilhelm hatte mehr zu verlieren, und je länger der Streik dauerte, desto mehr spürte er das Gewicht dieses Mehr.

In der zweiten Woche kamen die ersten Drohungen. Anschläge an den Häusern: Wer nicht binnen einer Frist die Arbeit wieder aufnehme, dem werde gekündigt, und mit der Kündigung das Haus. Die Zeche besaß die Häuser. Das war der Trumpf, den sie immer in der Hand hatte. Ein ausgesperrter Bergmann verlor nicht nur den Lohn, er verlor das Dach, und im Januar, mit einem Kind unterwegs, war ein verlorenes Dach ein Todesurteil auf Raten.

«Sie bluffen», sagte Heinrich, als sie abends in der Bude zusammensaßen, eng, viele Männer, wenig Bier. «Sie können nicht dreitausend Familien auf die Straße setzen. Wo sollen sie neue Leute hernehmen? Das ist ein Bluff, Kameraden. Wer jetzt einknickt, der hat verloren, bevor wir gewonnen haben. Noch eine Woche. Vielleicht zwei. Dann brechen sie ein, nicht wir.»

Die Männer nickten. Sie glaubten ihm, weil sie ihm glauben mussten, weil das Gegenteil zu glauben hieß, alles umsonst getan zu haben. Und Wilhelm saß dabei und nickte mit und glaubte halb und fürchtete ganz, und auf dem Heimweg, in der kalten Januarnacht, blieb er einen Moment stehen unter dem stillstehenden Förderturm und sah hinauf zu dem Rad, das sich nicht drehte, und dachte: Es muss sich wieder drehen. Irgendwann muss es sich wieder drehen. Und wenn es das tut, will ich dabei sein, der es dreht, und nicht der, der draußen steht.

Er erschrak vor dem Gedanken. Er schob ihn weg. Aber er war da, einmal gedacht, und Gedanken, die einmal gedacht sind, gehen nicht mehr ganz fort. Wilhelm ging heim zu Bertha und dem ungeborenen Kind, und über der Stadt stand das stille Rad wie ein angehaltenes Herz, und keiner wusste, wie lange es stillstehen würde, und jeder rechnete im Dunkeln seine eigene Rechnung.

. . .

Kapitel 5 - Hunger im Streik

In der vierten Woche wurde aus dem Fest ein Belagerungszustand, und der Hunger zog ein wie ein dritter Bewohner in jedes Haus der Kolonie.

Die Streikkasse war fast leer. Sie war nie für so lange gedacht gewesen; niemand hatte mit so vielen Wochen gerechnet. Die Volksküche kochte dünner und dünner, mehr Wasser als Graupen, und die Schlange davor wurde länger, weil immer mehr Familien nichts anderes mehr hatten. Bertha stand jetzt selbst in der Schlange, nicht mehr nur hinter dem Topf, und das war für Wilhelm das schlimmste Zeichen, schlimmer als jeder Anschlag an der Wand.

Sie verkauften, was sich verkaufen ließ. Berthas gute Schürze, die sie zur Hochzeit bekommen hatte. Wilhelms Sonntagsstiefel. Die Standuhr, die Berthas Vater hinterlassen hatte, das einzige Stück im Haus, das nach etwas aussah. Der Trödler in der Stadt zahlte einen Spottpreis, denn der Trödler wusste, dass die halbe Kolonie verkaufte und keiner kaufte, und ein Preis, den nur einer bietet, ist kein Preis, sondern ein Almosen mit Quittung.

Und dann wurde das Kind krank. Nicht das ungeborene; das trat noch kräftig gegen Berthas Hand. Es war das Nachbarkind, der kleine Franz von Schäfers, drei Jahre alt, das zuerst krank wurde, Fieber und Husten, und dann starb, in einer einzigen Nacht, und am Morgen trugen sie den kleinen Sarg durch die Kolonie, und alle standen in den Türen und sahen zu und wussten, dass es das eigene Kind hätte sein können und beim nächsten vielleicht sein würde. Der Arzt kam nicht in die Kolonie, ohne bezahlt zu werden, und bezahlen

konnte keiner mehr. Die Krankheit aber fragte nicht nach der Streikkasse.

An jenem Abend, nach Schäfers Begräbnis, saß Wilhelm in der Bude mit Heinrich, und zum ersten Mal redeten sie nicht über den Sieg, der kommen würde, sondern über den Tod, der schon da war.

«Vier Wochen», sagte Wilhelm. «Heinrich. Vier Wochen, und sie halten stand, und wir verhungern.»

«Sie halten nicht ewig.» Aber Heinrichs Stimme hatte etwas verloren, eine Spur von der Sicherheit, die ihn sonst trug. «Ich war heute in der Stadt, in der Verbandsleitung. Es heißt, in Hamborn gehen die ersten wieder rein. Einzelne. Verräter.» Er sagte das Wort hart. «Aber wenn die Front einmal bricht, an einer Stelle, dann bricht sie überall. Darum müssen wir halten, Wilhelm. Gerade jetzt. Wer jetzt einknickt, der bringt nicht nur sich selbst um den Sieg, der bringt alle drum, die durchgehalten haben. Verstehst du das? Der Streikbrecher ist schlimmer als der Herr im Kontor. Der Herr ist der Feind, der gehört dahin. Der Streikbrecher ist der Bruder, der dich in den Rücken sticht.»

Wilhelm sagte nichts. Er trank das wenige Bier und hörte zu und dachte an Bertha in der Schlange und an Schäfers Sarg und an das Kind, das im Winter kam, in diesen Winter, in dieses Haus ohne Lohn.

Zwei Tage später kam der Bote.

Es war keiner vom Kontor, das wäre zu offen gewesen. Es war ein Mann, den Wilhelm vom Sehen kannte, ein Werkmeister namens Linde, der ihn auf dem Weg von der Volksküche abpasste, beiläufig, als hätte man sich zufällig getroffen.

«Kortmann», sagte Linde. «Schwere Zeiten.»

«Schwere Zeiten», sagte Wilhelm.

«Deine Frau kriegt ein Kind, hör ich. Im Winter.» Linde ließ es im Raum hängen. «Schlechte Zeit für ein Kind. Kein Lohn, kein Arzt, kein Brot. Da kann einer schon ins Grübeln kommen, ob das Stillhalten das wert ist.»

Wilhelm gab keine Antwort, aber er ging auch nicht weiter, und Linde wusste, dass das Antwort genug war.

«Die Direktion ist ja nicht unvernünftig», sagte Linde leise, sehr leise. «Sie weiß, dass nicht alle gleich sind. Da gibt es die Aufwiegler, die Schreier, die das Ganze angezettelt haben. Und da gibt es die anständigen Leute, die nur mitgelaufen sind, weil man sie mitgerissen hat. Mit den Anständigen, die zur Vernunft kommen, mit denen redet die Direktion. Die behalten ihr Haus. Die behalten ihre Schicht. Und wer sich besonders vernünftig zeigt, der hat vielleicht sogar eine Zukunft. Es werden Steiger gebraucht nach dem Streik, Kortmann. Verlässliche Leute. Du wärst nicht der Erste, der aus so einem Winter mit einem besseren Hemd herauskommt.»

Er ließ es liegen, das Angebot, ungenau, ohne dass je ein deutliches Wort gefallen wäre, das man hätte wiederholen können. Dann tippte er an den Hut und ging, und Wilhelm stand da mit der dünnen Suppe in der Hand, die er Bertha bringen wollte, und in seinem Kopf war alles still, so still wie der Förderturm.

Zu Hause aß Bertha von der Suppe, langsam, jeden Löffel kostend, und schob ihm die letzten zwei Löffel hin, wie sie es jetzt jeden Abend tat, weil er der Mann sei und Kraft brauche, sagte sie, und er nahm sie nicht, schob sie zurück, weil sie das Kind trage, und so schoben sie die Suppe zwischen sich hin und her, zwei halb verhungerte Menschen, die einander das Letzte abgeben wollten, und es war das Zärtlichste und das Bitterste zugleich.

In der Nacht lag Wilhelm wach. Das Kind trat. Bertha schlief, endlich, erschöpft, eine Hand auf dem Bauch, und ihr Atem ging ruhig in der kalten Kammer. Wilhelm sah sie an im Halbdunkel, und er dachte an Lindes Worte, an das Haus, die Schicht, das bessere Hemd, und er dachte an Heinrichs Worte, an den Streikbrecher, der schlimmer ist als der Feind. Und er dachte: Ich kann sie nicht beide retten. Die Vielen und das Kind. Ich muss eines wählen.

Er sagte es sich nicht so deutlich. Er hätte es nie so deutlich zu denken gewagt. Aber tief unter den Worten, dort, wo der Mensch entscheidet, bevor er weiß, dass er entschieden hat, war die Wahl schon getroffen, in jener Nacht, am Bett der schlafenden Frau, unter dem stillen Rad, und alles, was danach kam, war nur noch ihre Ausführung.

. . .

Kapitel 6 - Die Namen

Er ging im Dunkeln. Das war das Erste, was er tat, ohne sich einzugestehen, was er tat: Er wartete, bis Bertha schlief, bis die Kolonie schlief, bis nur noch der Wind ging und die Hunde, und dann zog er die Stiefel an und ging hinaus, hinüber zur Stadt, zum Haus des Werkmeisters Linde, dessen Adresse er nicht hatte und doch fand, weil ein Mann, der so etwas vorhat, alles findet.

Bertha hörte ihn gehen. Sie schlief nicht so tief, wie er glaubte; sie schlief seit Wochen nicht tief. Sie hörte die Tür, die leisen Schritte im Hof, und sie blieb liegen, mit offenen Augen in der Dunkelheit, und fragte nicht, wohin. Sie fragte ihn nie, wohin. Vielleicht, weil sie es ahnte. Vielleicht, weil sie es nicht wissen wollte, um es ertragen zu können. Eine Frau, die in jener Nacht ihren Mann gefragt hätte, wohin, hätte eine Antwort bekommen, die zwischen ihnen gestanden hätte für immer. So aber blieb es ungefragt, und das Ungefragte war leichter zu tragen als die Wahrheit, und Bertha hatte schon gelernt, dass man im Leben das Leichtere wählt, wenn das Schwerere einen umbringt.

Im Kontor war es warm. Das fiel Wilhelm zuerst auf, als sie ihn einließen, durch die Hintertür, ohne Aufhebens: die Wärme. Es war geheizt, richtig geheizt, ein Kachelofen, und der Mann, der ihn empfing, war nicht Linde, sondern einer von oben, ein Herr im dunklen Anzug, dessen Namen Wilhelm nie erfuhr und nie wissen wollte. Der Herr bot ihm einen Stuhl an und sogar einen Kaffee, einen echten, und Wilhelm trank ihn nicht, weil er wusste, dass dieser Kaffee Teil der Sache war, ein Stück des Handels, und dass er,

wenn er ihn tränke, schon angefangen hätte zu nehmen.

«Sie sind ein vernünftiger Mann, Kortmann», sagte der Herr. «Das hört man. Ein guter Hauer, fleißig, kein Schreier. So einen kann die Zeche brauchen, jetzt und später.»

Wilhelm schwieg.

«Die Sache ist die.» Der Herr faltete die Hände auf dem sauberen Schreibtisch. «Wir wissen, dass die meisten Ihrer Kameraden gute Leute sind. Mitläufer. Die kommen zurück, sobald der Hunger groß genug ist, das ist nur eine Frage der Zeit. Aber es gibt einige wenige, die das verhindern. Die Aufwiegler. Die Wortführer. Solange die das Sagen haben, hält der Streik, und solange der Streik hält, hungert Ihre Frau. Verstehen Sie? Es sind nicht wir, die Ihr Kind hungern lassen. Es sind die Aufwiegler. Und die müssen weg, damit die Vernunft zurückkehrt.»

«Was wollen Sie von mir», sagte Wilhelm, und seine Stimme klang fremd in seinen eigenen Ohren.

«Namen.» Der Herr sagte es ohne jede Schärfe, fast freundlich, als bäte er um eine Auskunft über das Wetter. «Wir wissen einige. Aber wir wollen sichergehen, dass wir die Richtigen treffen und nicht die Falschen. Sagen Sie uns, wer die Rädelsführer sind. Wer redet, wer organisiert, wer die anderen zusammenhält. Die lassen wir gehen, nur die. Und der Streik bricht zusammen, und alle anderen, alle Vernünftigen, behalten Haus und Schicht. Sie tun Ihren Kameraden keinen Schaden, Kortmann. Sie tun ihnen einen Dienst. Sie beenden ihren Hunger.»

Es war so sauber gesagt, so vernünftig, dass Wilhelm einen Moment lang glaubte, es sei wahr. Das war die Kunst des Herrn, und es war keine kleine Kunst: aus einem Verrat einen Dienst zu machen, aus dem Messer im Rücken eine helfende Hand. Wilhelm saß in der

Wärme, die ihm zustand, wenn er nur redete, und draußen lag die Kolonie im Frost, und in der Kolonie lag Bertha mit dem Kind, und irgendwo lag der kleine Franz Schäfer in der gefrorenen Erde.

Er nannte die Namen.

Er sagte sich später, in den Jahren danach, dass er gezögert habe, lange gezögert, aber das stimmte nicht. Es ging schnell. Es ging erschreckend schnell, als hätten die Namen nur darauf gewartet, gesagt zu werden. Er nannte den dicken Polak, der die Versammlungen leitete. Er nannte Schmidt von der Streikkasse. Er nannte zwei, drei andere. Und dann, weil der Herr ihn ansah und wartete und weil es ohne diesen Namen nicht glaubwürdig gewesen wäre, weil jeder wusste, dass dieser der Lauteste war, der Erste, der Wortführer schlechthin, nannte er Heinrich Brass.

Es fiel ihm leicht, das war das Entsetzliche. Heinrichs Name fiel leichter als die anderen, weil Heinrich wirklich der Lauteste war, wirklich der Wortführer, weil es die Wahrheit war, dass Heinrich den Streik zusammenhielt. Man konnte den Verrat als Wahrheit aussprechen, und gerade das machte ihn vollkommen.

Der Herr schrieb mit, ohne die Miene zu verziehen, nickte, schob Wilhelm ein Papier hin, das Wilhelm nicht las und unterschrieb, und sagte, das Haus sei sicher, die Schicht sei sicher, und wenn der Betrieb wieder laufe, werde man an ihn denken, an einen verlässlichen Mann, der eine Zukunft habe. Dann gab er ihm die Hand, und der Händedruck war trocken und warm und fest, und Wilhelm erwiderte ihn, und in diesem Händedruck lag die ganze Sache, besiegelt, unwiderruflich.

Auf dem Heimweg, im ersten grauen Licht, ging Wilhelm an dem stillen Förderturm vorbei und musste sich übergeben. Er stützte sich an der Mauer und würgte die dünne Suppe heraus, die letzte, die

Bertha ihm zugeschoben hatte, und blieb gebückt stehen, lange, und über ihm stand das Rad, das sich bald wieder drehen würde, das sich seinetwegen wieder drehen würde, und das war kein Trost.

Als er heimkam, war Bertha wach. Sie hatte das Feuer schon angemacht, das kleine Feuer aus dem letzten Holz, und sie sah ihn an, wie er hereinkam, grau im Gesicht, mit dem Geruch von Erbrochenem und fremder Wärme, und sie fragte nichts. Sie schöpfte ihm einen Becher heißes Wasser, in dem ein paar Körner schwammen, und stellte ihn vor ihn hin und legte ihm einen Augenblick die Hand auf die Schulter, und Wilhelm wusste in diesem Augenblick, dass sie es wusste, nicht die Namen, nicht die Einzelheiten, aber das Wesentliche: dass er etwas getan hatte, das nicht mehr rückgängig zu machen war, und dass sie es mittragen würde, schweigend, ihr Leben lang, weil sie seine Frau war und das Kind kam und weil man im Leben das Leichtere wählt, wenn das Schwerere einen umbringt.

Das war der erste Stein. Sie legten ihn gemeinsam, ohne ein Wort, an jenem Morgen, und auf ihn legten sich alle anderen.

. . .

Kapitel 7 - Die Maßregelung

Der Streik brach in der sechsten Woche, und er brach so, wie Heinrich es vorhergesagt hatte, nur andersherum: nicht die Herren brachen ein, sondern die Front der Männer, an vielen Stellen zugleich, leise, beschämt, im Morgengrauen.

Es fing damit an, dass die Wortführer verschwanden. An einem Morgen war Polak nicht mehr da, am nächsten Schmidt. Sie waren nicht geflohen; sie waren geholt worden, von der Werkspolizei, in aller Frühe, und gekündigt, und mit der Kündigung kam die Räumung. Ohne ihre Anführer war die Streikleitung wie ein Körper ohne Kopf. Die Versammlungen verloren sich in Streit. Die Streikkasse war leer. Und der Hunger, der die ganze Zeit gewartet hatte, trat nun ganz aus dem Schatten und übernahm das Kommando.

Männer fuhren wieder an. Einzeln zuerst, dann in kleinen Gruppen, mit gesenktem Kopf, an den Türen der Standhaften vorbei, und niemand grüßte sie, und sie grüßten niemanden. Das Rad des Förderturms begann sich zu drehen, zögernd, dann stetiger, und mit jedem Mann, der wieder einfuhr, drehte es schneller, bis es lief wie zuvor, als hätte es nie stillgestanden, als hätte es die sechs Wochen nie gegeben.

Heinrich hielt am längsten durch. Natürlich hielt Heinrich am längsten durch. Er ging von Tür zu Tür, beschwor die Männer, durchzuhalten, noch einen Tag, noch einen, aber seine Stimme, die einmal Hunderte bewegt hatte, fand keine Männer mehr, nur noch Türen, die sich schlossen, und Augen, die zu Boden sahen. Und dann, an einem grauen Februarmorgen, kam die Werkspolizei auch

zu ihm.

Wilhelm sah es. Er stand am Fenster seines Hauses, das gerettete Haus, und sah über den Hof hinüber, wie sie Heinrich holten. Sie holten ihn nicht grob; das war nicht nötig. Sie übergaben ihm die Kündigung und den Räumungsbescheid, und Heinrich las das Papier, und Wilhelm sah, wie Heinrich das Papier las und nicht verstand, nicht das Papier, das er sofort verstand, sondern das Dahinter: wie sie an ihn gekommen waren. Heinrich hatte sich nie erwischen lassen bei etwas Strafbarem. Er hatte reden dürfen; Reden war erlaubt. Sie konnten ihn nur gemäßregelt haben, wenn ihn jemand benannt hatte. Jemand von innen. Jemand, der wusste, dass er der Wortführer war.

Sie trugen Käthe Brass' Sachen aus dem Haus. Den Tisch, die Stühle, die Betten, alles auf einen Karren, mitten im Februar, vor den Augen der ganzen Kolonie, die in den Türen stand und zusah und schwieg. Käthe ging nebenher, aufrecht, ein Bündel im Arm, und sah niemanden an. Heinrich trug die Standuhr, ihre einzige, die sie nicht hatten verkaufen müssen, weil Heinrich gesagt hatte, lieber hungern als die Uhr hergeben, eine Uhr sei das Letzte, was einen vom Tier unterscheide. Jetzt trug er sie selbst hinaus, auf den Karren, und stellte sie behutsam zwischen die Betten, als könne sie zerbrechen.

Und dann, bevor sie gingen, sah Heinrich herüber. Er suchte nicht; sein Blick fand Wilhelm am Fenster, als hätte er gewusst, dass Wilhelm dort stand. Es war kein anklagender Blick. Das war das Schlimmste. Heinrich wusste, dass ihn jemand verraten hatte, aber er wusste nicht, wer, und in seinem Blick lag noch das alte Vertrauen, die Erwartung, dass Wilhelm herauskäme, dass Wilhelm zu ihm träte, dass der Kumpel beim Kumpel stünde in dieser Stunde, wie man immer beieinanderstand. Heinrich hob sogar die Hand, eine kleine Bewegung, ein halber Gruß, eine Aufforderung: Komm. Steh

bei mir.

Wilhelm rührte sich nicht. Er stand am Fenster, hinter dem Glas, in dem geretteten warmen Haus, und rührte sich nicht, und nach einem Moment, der eine Ewigkeit war, ließ Heinrich die Hand wieder sinken. Etwas in seinem Gesicht veränderte sich, nicht zu Zorn, noch nicht, sondern zu einer Verwirrung, einem ersten, fernen Begreifen, das noch nicht zu Ende gedacht war. Dann wandte er sich ab, nahm die Deichsel des Karrens und zog ihn aus der Kolonie hinaus, Käthe neben sich, die Standuhr zwischen den Betten, hinaus aus dem Zechenland in das Nichts, das jenseits davon begann.

Bertha war neben Wilhelm getreten. Sie hatte nichts gesagt. Sie sah den Karren die Straße hinunterziehen, kleiner werden, verschwinden, und dann sah sie Wilhelm an, und in ihrem Blick war keine Anklage, sondern etwas Schwereres: das Wissen, dass sie nun zusammengehörten, fester als durch jeden Trauschein, zusammengeschiedet durch das, was er getan und sie nicht verhindert hatte. Sie legte ihm die Hand in den Nacken, wie man ein Tier beruhigt oder einen Sterbenden hält, und sagte: «Das Wasser kocht. Komm und iss.»

Es gab an diesem Morgen wieder etwas zu essen, das erste Mal seit Wochen, weil das Haus gerettet war und die Schicht und damit der Lohn, der bald wieder käme. Wilhelm setzte sich an den Tisch und aß, und das Essen schmeckte nach nichts, nach Asche, und er aß es trotzdem auf, jeden Bissen, weil ein Mann, der so etwas getan hat, kein Recht mehr hat, das Essen zu verschmähen, das er damit erkaufte hat. Draußen drehte sich das Rad. Es würde sich von nun an immer drehen, jeden Tag, sein Leben lang, und jedes Mal, wenn er es sah, würde er an Heinrichs erhobene, dann sinkende Hand denken, und das Rad würde sich weiterdrehen, gleichgültig, denn das Rad fragte

nicht, wer es drehte und um welchen Preis.

. . .

Kapitel 8 - Herr Steiger

Im Sommer kam das Kind, ein Junge, und sie nannten ihn August, nach Berthas Vater, und im selben Sommer machten sie Wilhelm zum Fahrsteiger.

Es ging, wie solche Dinge gehen: ohne dass je ein Wort über den Grund fiel. Bröker, der alte Steiger, wurde versetzt, und man brauchte einen neuen, einen verlässlichen, und man fand ihn in Wilhelm Kortmann, einem guten Hauer, fleißig, kein Schreier. So stand es in der Begründung, und es war wahr, jedes Wort, und es war eine Lüge, weil es das Wesentliche verschwieg. Wilhelm bekam ein anderes Hemd, ein weißes Hemd zur Arbeit, das ihn von den Hauern unterschied, und ein paar Mark mehr im Monat, und die Aufgabe, die Kolonnen einzuteilen und die Wagen zu prüfen und die Anweisungen von oben nach unten zu tragen.

Er stand jetzt dort, wo Bröker gestanden hatte, am Füllort, mit der Liste, und teilte die Männer ein, die gestern noch seine Kameraden gewesen waren. Sie sagten «Herr Steiger» zu ihm, und es lag etwas in diesem «Herr», das ihm jedes Mal das Blut in den Kopf trieb, eine winzige Pause davor, ein kaum hörbarer Spott, oder bildete er sich das ein? Manche bildeten es sich nicht ein. Manche wussten oder ahnten, und ihre Höflichkeit war kälter als jede Beschimpfung. Und wenn er die Wagen prüfte und einen nullen musste, weil die Liste von oben es verlangte, dann sah er in den Augen des Hauers das, was er selbst bei Bröker gesehen hatte, und er sagte denselben Satz, den Bröker gesagt hatte: «Ich schreib nicht, was genullt wird. Es kommt von oben.» Und es war dieselbe Lüge und dieselbe Wahrheit, und

nun stand er auf der anderen Seite davon.

Wilhelm fing an zu helfen. Das war seine Art, mit dem zu leben, was er getan hatte, und er begriff selbst nicht ganz, was er tat, nur dass er es tun musste. Wo er konnte, drückte er ein Auge zu. Er nullte weniger, als die Liste verlangte, und trug die Differenz selbst, indem er die Zahlen frisierte, ein gefährliches Spiel, das ihn die Stellung kosten konnte. Er gab Geld, heimlich, wo Not war, an Witwen, an Kranke, an die Familien der Gemaßregelten, die geblieben waren. Er steckte einem Lehrling, der hungerte, ein Brot zu. Er tat es verstohlen, fast beschämt, und er tat es immer mehr, und Bertha sah es und verstand es nicht.

«Wir haben selbst nicht genug», sagte sie eines Abends, als sie merkte, dass wieder Geld fehlte. «Du verschenkst, was wir nicht haben. Für wen büßt du, Wilhelm?»

Es war das erste Mal, dass sie das Wort benutzte. Büßen. Sie sah ihn an über die Wiege des kleinen August hinweg, und in ihrem Blick war keine Anklage, nur eine müde Klarheit. Wilhelm gab keine Antwort. Es gab keine Antwort, die er hätte geben können, ohne das auszusprechen, was zwischen ihnen lag und gerade dadurch tragbar war, dass es ungesprochen blieb. Er beugte sich über die Wiege und sah den Jungen an, der schlief, die kleinen Fäuste neben dem Kopf, und dachte: Für den. Für den büße ich. Damit er einmal nicht hinunter muss. Damit er ein anderes Leben hat als ich.

Es war eine Lüge, mit der er sich tröstete, und sie war so durchsichtig, dass sie kaum tröstete. Denn das Geld, das er verschenkte, machte den Verrat nicht ungeschehen. Es machte ihn nur erträglicher für den, der ihn begangen hatte, und das war eine andere Sache als Wiedergutmachung, eine viel kleinere, eine eigennützige im Gewand der Großzügigkeit.

Käthe Brass blieb in Voßlohe, am Rand, in einer feuchten Kammer in der Altstadt, weil Heinrich revierweit keine Arbeit mehr fand und sie nicht weiter weg konnten, als das Geld reichte, und das Geld reichte für nichts. Wilhelm versuchte einmal, ihr zu helfen. Er schickte über eine Mittelsfrau einen Umschlag mit Geld, anonym, dachte er. Käthe schickte ihn zurück. Sie schickte ihn nicht nur zurück; sie kam selbst, stellte sich vor Berthas Tür, in ihren abgetragenen Kleidern, und legte den Umschlag auf die Schwelle, und als Bertha öffnete, sah Käthe sie an, lange, und spuckte vor ihr aus, auf den sauberen Boden, und ging, ohne ein Wort. Sie hatte kein Wort gebraucht. Sie wusste. Vielleicht hatte sie es immer gewusst, mit der Sicherheit der Frauen, die einander kennen; vielleicht hatte Heinrich, der langsam begriff, es ihr gesagt. Der Umschlag lag auf der Schwelle, und Bertha hob ihn auf und schloss die Tür und sagte nichts, und von diesem Tag an war die Freundschaft der beiden Frauen, die einmal Nachbarinnen gewesen waren und sich das Brot geteilt hatten, tot, und mit ihr ein Stück der alten Kolonie, in der man füreinander eingestanden war.

Nachts, wenn der kleine August schlief und Bertha schlief, lag Wilhelm wach und hörte das Rad. Man konnte es hören, in stillen Nächten, das ferne Surren der Förderung, die nie ganz aufhörte, und Wilhelm lag und hörte es und legte manchmal die Hand auf Berthas Rücken, im Dunkeln, eine Bitte um etwas, das er nicht benennen konnte, und Bertha, halb im Schlaf, ließ die Hand dort, und beide wussten, dass etwas zwischen ihnen lag, ein dritter im Bett, der nie ging, und beide hatten gelernt, mit ihm zu schlafen.

. . . .

Kapitel 9 - Kriegswichtig

Als der Krieg kam, im August vierzehn, zogen sie durch Voßlohe mit Musik und Fahnen, und die Jungen, die nie aus dem Revier herausgekommen waren, meldeten sich, als ginge es auf einen Ausflug. Wilhelm sah ihnen nach und meldete sich nicht. Bergleute wurden reklamiert, hieß es bald, kriegswichtig, denn ohne Kohle kein Stahl, ohne Stahl keine Granaten, und so blieben die meisten Hauer unter Tage, wo der Krieg sie brauchte, lebendig. Es war eine bittere Gnade. Während die Bauernsöhne in Flandern verbluteten, verbluteten die Bergmannsöhne langsamer, in der Tiefe, an der Lunge, am hochgetriebenen Soll.

Denn die Förderung musste steigen, immer steigen. Die Direktion bekam Befehle vom Kriegsamt, und die Befehle hießen mehr Kohle, und mehr Kohle hieß mehr Schichten, weniger Sicherheit, mehr Druck auf jeden Mann, der geblieben war. Wilhelm als Steiger stand mittendrin. Er sollte die Kolonnen antreiben, die ohnehin schon am Anschlag arbeiteten, ältere Männer, halbe Kinder, denn die kräftigsten waren doch fort, freiwillig oder geholt. Er sah die Unglücke kommen, bevor sie kamen, weil man eilte, weil man stempelte, wo man nicht eilen und ausbauen durfte, und manchmal konnte er es verhindern und manchmal nicht, und wenn nicht, dann trug er sie, einen nach dem anderen, in seiner ohnehin schon beladenen Rechnung.

Otto Brass zog im zweiten Kriegsjahr. Er hätte nicht gemusst; er war Bergmann geworden, irgendwo am Rand des Reviers, wo man einen Brass noch nahm, der den Namen seines gemäßregelten Vaters

trug. Aber er ging, halb aus Trotz, halb aus dem Hunger nach irgendeinem anderen Leben als dem, das ihm das Revier gelassen hatte. Wilhelm hörte davon und dachte an Heinrich, der nun seinen einzigen Sohn in den Krieg ziehen sah, in den Krieg der Herren, für die er nichts war, und Wilhelm dachte, dass die Armen immer für die Sache der anderen bluteten, unter Tage wie über Tage, und dass daran kein Krieg etwas änderte, sondern dass der Krieg es nur deutlicher machte.

Zu Hause wurde der Hunger zur Gewohnheit. Es gab Brot aus allem, was man mahlen konnte, und Marken für alles, und die Marken galten mehr als das Geld, weil es für das Geld nichts mehr zu kaufen gab. Bertha führte die Mangelwirtschaft, wie sie alles führte, mit eiserner Genauigkeit. Sie wusste, wo es heimlich Eier gab, gegen Tausch, wo eine Bäuerin am Stadtrand gegen ein Stück Stoff Kartoffeln gab. Sie schickte den kleinen August, jetzt elf, übers Land hamstern, mit einem Beutel und einem Gesicht, das Mitleid erregte, und August kam wieder mit Rüben und Stolz, weil er zum Überleben der Familie beitrug, und Wilhelm sah es mit Sorge, denn der Junge wuchs in den Mangel hinein, als wäre er das Normale, und für ihn war er es.

«Er ist zäh», sagte Bertha eines Abends, fast lobend, als August schlief. «Der kommt durch.»

«Er soll nicht zäh werden müssen», sagte Wilhelm.

Bertha sah ihn an. «Hier werden alle zäh. Oder sie gehen drauf. Was willst du, dass er ist?»

Darauf hatte Wilhelm keine Antwort. Er wollte, dass August nicht hinunter musste, nicht in den Berg und nicht in den Krieg, dass er heraus käme aus dem Revier, das die Menschen verschliss. Aber er sah keinen Weg dorthin, keinen ehrlichen, und die unehrlichen Wege

kannte er, einen kannte er sehr gut, und er hatte geschworen, dass sein Sohn die nicht würde gehen müssen. Das war seine Buße und seine Hoffnung zugleich: dass aus dem Verrat wenigstens das käme, ein Junge, der nie würde verraten müssen, weil er nie so tief unten stünde, dass Verrat der einzige Ausweg wäre.

Es war eine Hoffnung, die so dünn war wie das Kriegsbrot, und Wilhelm hielt sich an ihr fest, weil er sonst nichts hatte, woran er sich halten konnte, und draußen lief die Förderung Tag und Nacht, Kohle für den Stahl, Stahl für die Front, und das Revier gab her, was es hatte, Kohle und Männer, und bekam zurück, was es immer bekam: Marken, Mangel und die Namen der Gefallenen, die der Pfarrer sonntags von der Kanzel las, immer länger werdend, eine zweite Maßregelungsliste, die der Krieg führte.

. . .

Kapitel 10 - Steckrübenwinter

Der Winter sechzehn auf siebzehn war der Hunger selbst, gewordenes Fleisch, oder vielmehr gewordener Mangel an Fleisch. Die Kartoffeln waren erfroren oder beschlagnahmt, und was blieb, war die Steckrübe, die Kohlrübe, das Viehfutter, das nun die Menschen aßen, morgens, mittags, abends, gekocht, gebacken, zu Brei zerstampft, zu einer Art Marmelade verkocht, die nach nichts schmeckte als nach Rübe und Hunger.

In der Kolonie starben die Alten und die Kleinen. Sie starben nicht am Hunger allein; sie starben an dem, was der Hunger einließ, an der Lungenentzündung, an der Ruhr, am Husten, der nicht aufhörte. Der kleine August überstand es, weil er zäh war, wie Bertha gesagt hatte, und weil Bertha ihm das Beste gab, das wenige Beste, und selbst die Rübe aß. Wilhelm sah sie magerer werden, Woche um Woche, sah die Knochen in ihrem Gesicht hervortreten, das einmal rund gewesen war, und er, der Steiger, hatte ein wenig mehr als die anderen, eine Sonderzuteilung, wie sie den Aufsehern zustand, und er brachte sie heim, und Bertha teilte sie unter alle, als wäre nichts Besonderes daran.

Wilhelm aber teilte auch nach außen. Er hatte es nie ganz gelassen seit dem Streik, und in diesem Winter tat er es mehr denn je. Er nahm von der Sonderzuteilung und trug sie weg, heimlich, zu den Witwen, zu den Kranken, zu den Familien der Gemaßregelten, die noch in der Stadt hausten. Er tat es im Dunkeln, wie er alles im Dunkeln tat, was mit seiner Schuld zu tun hatte, und er bildete sich ein, niemand merke es, am wenigsten Bertha.

Aber Bertha merkte alles. Eines Abends, als er wieder mit halb leerem Beutel heimkam, stellte sie ihn. Sie tat es nicht laut. Sie stand am Herd, rührte die Rübe, und sagte, ohne sich umzudrehen: «Wo war das Fett, Wilhelm? Die Sonderzuteilung. Da war Fett dabei. Wo ist es?»

«Verschenkt», sagte er, weil er zu müde war zum Lügen.

«An wen?»

«An die, die nichts haben.»

«Wir haben auch fast nichts.» Jetzt drehte sie sich um, den Kochlöffel in der Hand, und ihr abgemagertes Gesicht war hart im Schein des kleinen Feuers. «Dein Sohn ist Haut und Knochen. Ich auch. Und du trägst das Fett zu Fremden. Zum dritten Mal in dieser Woche, Wilhelm. Für wen büßt du?»

Da war es wieder, das Wort, und diesmal blieb es nicht in der Luft hängen, sondern fiel zwischen sie wie ein Stein. Wilhelm schwieg. Er hätte es ihr sagen können, in diesem Moment, alles, die Namen, das Kontor, den Händedruck; sie hätte es ertragen, sie trug schon das Halbe, das Ungesagte. Aber er sagte es nicht. Er sagte: «Es geht nicht anders», und das war keine Antwort, und Bertha wusste, dass es keine war.

«Doch», sagte sie leise. «Es ginge anders. Du könntest aufhören zu büßen und anfangen zu leben. Aber das kannst du nicht, weil du dann anschauen müsstest, wofür. Lieber gibst du das Fett weg, als hinzusehen.» Sie wandte sich wieder dem Herd zu. «Gib es weg, wenn du musst. Aber sag mir nicht, es geht nicht anders. Es geht. Du willst nur nicht.»

Es war das Härteste und Wahrste, was sie je zu ihm gesagt hatte, und Wilhelm trug es davon wie alles andere.

Einmal in jenem Winter versuchte er es bei Käthe Brass. Er wusste, dass sie und Heinrich am Ende waren, in der feuchten Kammer in der Altstadt, Heinrich krank, ohne Arbeit, ohne Hoffnung. Er schickte August hin, den Jungen, mit einem Topf Suppe und einem Stück Speck, weil er dachte, das Kind nähme sie eher an als seine Hand. August kam wieder, den Topf noch voll.

«Die Frau hat gesagt», berichtete August, verwirrt, «sie isst nichts aus dem Haus Kortmann. Sie hat gesagt, lieber verhungert sie. Was hat das zu bedeuten, Vater?»

«Nichts», sagte Wilhelm. «Iss die Suppe selber.»

Und August aß sie, hungrig, ohne weiter zu fragen, und Wilhelm sah ihm zu, wie er die Suppe aß, die Käthe Brass zurückgewiesen hatte, lieber verhungern als sein Brot nehmend, und er begriff, dass es eine Würde gab, die ärmer war als jede Armut und reicher als sein ganzer Aufstieg: die Würde dessen, der das Brot des Verräters zurückweist. Diese Würde hatte Käthe, und sie hatte sie sich teuer erkaufte, mit dem Hunger, und Wilhelm hatte sie verkauft, billig, für ein warmes Haus und ein weißes Hemd, und zwischen diesen beiden lag der ganze Unterschied, den kein Geld der Welt mehr ausglich.

. . .

Kapitel 11 - Die Räte

Im November achtzehn brach alles zusammen, der Krieg, der Kaiser, die alte Ordnung, und für ein paar Wochen sah es aus, als gehörte die Welt denen, die sie bis dahin getragen hatten. In Voßlohe bildete sich ein Arbeiter- und Soldatenrat, wie überall im Revier, und der Rat übernahm, was zu übernehmen war, und auf der Zeche Morgenstern stand plötzlich ein Mann auf einem Förderwagen und redete, wie einmal Heinrich Brass geredet hatte, und der Mann war Heinrichs Sohn Otto.

Otto war aus dem Krieg zurückgekommen, magerer, härter, mit Augen, die zu viel gesehen hatten und nichts mehr fürchteten. Er hatte vier Jahre Schützengraben überlebt und war als ein anderer wiedergekommen, einer, der nichts mehr zu verlieren glaubte und gerade darum gefährlich war für die, die etwas hatten. Er war in die Partei eingetreten, die ganz links stand, und er sprach von Räten und von Vergesellschaftung und davon, dass die Gruben denen gehören müssten, die in ihnen schufteten, und nicht den Herren in den sauberen Kontoren, und die Männer hörten ihm zu, hungrig, kriegsmüde, bereit für etwas Neues.

Wilhelm stand am Rand und hörte zu, und es war ihm, als hörte er Heinrich, dieselben Worte, dieselbe Glut, nur ohne die Wärme, die Heinrich gehabt hatte; Otto war kälter, geschliffener, verbitterter. Und Wilhelm begriff mit einem Schrecken, dass er nun auf der anderen Seite stand. Er war Steiger, er war einer von der Aufsicht, einer, der die Anweisungen der Direktion ausführte, und für den Rat war er das, was er für sich selbst nie hatte sein wollen: ein Mann der

Herren. Der Rat erstellte Listen, wer zur Belegschaft gehörte und wer zur Leitung, und Wilhelm Kortmann, der einmal Hauer gewesen war, stand auf der falschen Liste, auf der Liste derer, die man im Auge behalten musste.

Sie ließen ihn arbeiten; sie brauchten die Steiger, denn die Förderung musste weitergehen, Rat hin oder her, die Menschen brauchten Kohle in diesem Hungerwinter. Aber der Ton hatte sich gedreht. Wo die Männer einmal «Herr Steiger» mit ihrer kalten Höflichkeit gesagt hatten, sagten manche jetzt «Kollege Kortmann» mit einem Spott, der schneidender war, weil er aus der anderen Richtung kam.

Eines Tages stellte Otto ihn. Es war am Füllort, nach der Schicht, die anderen schon im Korb, und Otto trat ihm in den Weg, nicht drohend, nur fest, und sah ihn an mit den Augen, die nichts mehr fürchteten.

«Kortmann», sagte er. «Steiger.» Eine Pause. «Mein Vater hat für dich gebürgt. Wusstest du das? Als du angefangen hast. Ein dünner Junge ohne Vater, und keiner wollte für dich bürgen, und mein Vater hat es getan. Hat gesagt, der Kortmann, der ist in Ordnung, für den steh ich gerade.»

«Ich weiß», sagte Wilhelm.

«Und dann, fünfundzwanzig, im Streik.» Otto sah ihn an, ohne zu blinzeln. «Da ist mein Vater gemäßregelt worden. Von innen verraten. Jemand hat seinen Namen genannt, jemand, der wusste, dass er der Wortführer war. Und kurz darauf ist ausgerechnet ein gewisser Wilhelm Kortmann Steiger geworden. Ein dünner Junge ohne Vater, für den keiner bürgen wollte, der plötzlich das weiße Hemd trägt.» Er ließ es stehen. «Komisch, nicht?»

Wilhelm hielt seinem Blick stand, weil Wegsehen ein Geständnis gewesen wäre. «Du hast keinen Beweis», sagte er, und es war das Erbärmlichste, was er je gesagt hatte, weil es nicht Unschuld war, sondern nur das Fehlen eines Beweises, und beide hörten den Unterschied.

«Nein», sagte Otto langsam. «Ich habe keinen Beweis. Hätte ich einen, ständest du nicht mehr hier.» Er trat einen Schritt zurück. «Aber ich brauche keinen Beweis, um zu wissen, was ich weiß. Und du brauchst keinen, um zu wissen, was du getan hast. Das reicht uns beiden, denke ich. Glück auf, Steiger.»

Er ging zum Korb, und Wilhelm blieb stehen am Füllort, allein, und das Wort Glück auf hallte in ihm nach wie ein Hohn, weil es aus Ottos Mund kein Wunsch war, sondern ein Urteil. Bertha, als er es ihr abends andeutete, ohne die Einzelheiten, sah ihn lange an und sagte: «Jetzt weiß es die nächste Generation. Es wandert weiter, Wilhelm. Was du getan hast, das stirbt nicht mit dir. Das vererbt sich, wie ein Hof, wie eine Krankheit. Die Brass werden es ihren Kindern erzählen, und unsere Kinder werden es spüren, ohne zu wissen, was es ist.» Sie legte die Hand auf den schlafenden August. «Der hier wird es tragen, und der weiß noch nicht einmal, dass es ihn gibt.»

. . .

Kapitel 12 - Die Rote Ruhrarmee

Im März zwanzig kam der Putsch von oben, und das Revier antwortete von unten. In Berlin hatten Militärs nach der Macht gegriffen, gegen die junge Republik, und im ganzen Land rief man zum Generalstreik, und nirgends wurde der Ruf so gehört wie im Ruhrgebiet. Aber es blieb nicht beim Streik. Aus den Streikenden wurde eine Armee, die Rote Ruhrarmee, Zehntausende, Bergleute mit Gewehren aus dem Krieg, die das Revier gegen die Putschisten verteidigten und, als der Putsch in Berlin schon zusammengebrochen war, weiterzogen, weil sie begriffen hatten, dass man ihnen die Waffen nun wieder nehmen würde und mit den Waffen die einzige Macht, die sie je besessen hatten.

Otto Brass war mittendrin. Natürlich war er mittendrin. Er führte keine große Truppe, aber er war einer von denen, die vorangingen, und für ein paar Wochen gehörte das Revier wirklich den Männern, die in ihm schufteten, das erste und letzte Mal in seiner Geschichte. Wilhelm hielt sich heraus. Er war Steiger, er war zu alt für eine Armee, er hatte eine Frau und einen Sohn, und vor allem hatte er gelernt, dass die Vielen am Ende immer verloren, dass die Macht der Vielen ein Rausch war, der verflog, und dass danach die Rechnung kam.

Die Rechnung kam mit der Reichswehr und den Freikorps. Sie kamen von außen, gut bewaffnet, gut geführt, und sie schlugen den Aufstand nieder, mit einer Härte, die das Revier nicht vergaß. Es war kein Kampf, es war eine Strafe. Standgerichte, Erschießungen, Männer, die man an die Wand stellte, weil man sie mit einer Waffe

gefunden hatte oder weil ein Nachbar sie denunziert hatte. Das Revier, das eben noch sich selbst gehört hatte, wurde besetzt von der eigenen Republik, und die Sieger jagten die Besiegten durch die Kolonien.

In einer dieser Nächte hörte Wilhelm ein Geräusch im Stall. Er ging hinaus, die Lampe in der Hand, und im Stroh, zwischen den leeren Kaninchenställen, lag ein Mann, verwundet an der Schulter, erschöpft, und der Mann war Otto Brass.

Sie sahen einander an im Licht der Lampe, der Verräter-Sohn und der Verratenen-Sohn, und keiner sagte ein Wort. Otto war zu schwach zum Reden und zu stolz zum Bitten. Wilhelm konnte ihn ausliefern; ein Anruf bei der Werkspolizei, und er war ein verlässlicher Mann, der einen Aufrührer gestellt hatte, das hätte ihm genützt. Wilhelm konnte ihn wegjagen; dann wäre er nicht schuldig an dem, was draußen mit ihm geschähe. Oder Wilhelm konnte ihn dabehalten, verstecken, eine Nacht, gegen alle Vernunft, gegen seinen eigenen Vorteil.

Er sagte kein Wort. Er ging zurück ins Haus, holte einen Krug Wasser und ein sauberes Tuch und brachte sie heraus und stellte sie neben Otto ins Stroh. Er legte einen Laib Brot dazu, das halbe, das sie hatten. Dann löschte er die Lampe und ließ Otto in der Dunkelheit, und das Dunkel war jetzt Schutz, nicht Bedrohung, das erste Mal in Wilhelms Leben, dass das Dunkel half. Er ging hinein und legte sich neben Bertha, die wach war und alles gehört hatte und nichts sagte, und sie lagen beide wach bis zum Morgen, und im Stall lag der Sohn des Mannes, den Wilhelm verraten hatte, und aß sein Brot.

Vor Sonnenaufgang war Otto fort. Er hatte das Tuch genommen und den Krug geleert und das Brot mitgenommen, und im Stroh war

nur noch der Abdruck seines Körpers und ein dunkler Fleck, wo die Schulter geblutet hatte. Er hatte kein Wort hinterlassen, keinen Dank, nichts. Und das war richtig so. Denn was Wilhelm getan hatte, war kein Gutmachen. Man machte einen verratenen Vater nicht gut, indem man dem Sohn eine Nacht Stroh gab. Es war nicht einmal eine halbe Buße. Es war nur ein einziger Augenblick, in dem Wilhelm nicht das Falsche getan hatte, und ein einziger Augenblick wog nicht ein Leben auf.

Aber zwischen den beiden Männern blieb von dieser Nacht etwas, das weder Dank noch Vergebung war und stärker als beides: ein Wissen. Otto wusste nun, dass Wilhelm ihn hätte ausliefern können und es nicht getan hatte. Und Wilhelm wusste, dass Otto wusste. Es änderte nichts an dem alten Verrat, es löschte ihn nicht, aber es legte sich daneben, eine zweite Wahrheit neben die erste, und die beiden Wahrheiten würden von nun an zusammen existieren, unauflösbar, durch die Jahre, durch die Generationen, bis eines fernen Tages jemand sie beide ans Licht holen würde und nicht wüsste, wie man eine gegen die andere aufrechnet.

. . .

Kapitel 13 - Der Junge will hinunter

August war zwölf, als Wilhelm begriff, dass er ihn nicht würde halten können. Der Junge hing am Förderturm wie andere Jungen am Fußballplatz. Er kannte die Schichtzeiten besser als der Lohnschreiber, wusste, welcher Hauer wie viele Wagen schaffte, ahmte den Gang der Bergleute nach, den breitbeinigen, schweren Gang derer, die zu lange gebückt gearbeitet hatten. Er wollte hinunter. Er wollte nichts auf der Welt so sehr, wie hinunter zu wollen, und Wilhelm wollte nichts auf der Welt so sehr, wie es zu verhindern.

«Du gehst nicht in den Berg», sagte Wilhelm. «Du lernst etwas. Ein Handwerk über Tage. Schlosser, Schreiner, irgendwas. Du gehst nicht hinunter.»

«Warum nicht? Du gehst doch auch.»

«Eben darum.»

Aber das war kein Grund für einen Zwölfjährigen, das war ein Rätsel. Für August war der Berg nicht das, was er für Wilhelm war, nicht Verschleiß und Angst und Dunkelheit, sondern das Eigentliche, das Männliche, das, was der Vater tat und der Großvater getan hatte und alle, die etwas galten. Über Tage zu arbeiten, ein Handwerk zu lernen, das schien August fast eine Schande, etwas für die Schwachen, für die, die es nicht hinunter trauten. Er sah die Hauer aus der Kaue kommen, mit dem schwarzen Ring um die Augen, erschöpft und stolz, und er wollte einer von ihnen sein, einer, den man am schwarzen Ring erkannte.

Wilhelm sah in dem Jungen sich selbst und fürchtete sich. Er sah denselben Ehrgeiz, denselben Hunger nach Anerkennung, dieselbe Bereitschaft, alles zu geben für einen Platz in dieser Welt, und er wusste, wohin dieser Hunger führen konnte, weil er selbst dorthin geführt worden war. Er wollte August aus dem Berg halten, nicht nur aus Sorge um die Lunge, sondern aus einer tieferen Angst: dass der Junge, einmal so tief unten wie er, eines Tages vor derselben Wahl stünde, vor der Wilhelm gestanden hatte, und dieselbe Antwort gäbe.

Es kam dazu, dass August mit den Brass-Kindern spielte. Otto hatte selbst Kinder jetzt, und es gab andere Brass im weiteren Sinn, Verwandte des gemaßregelten Heinrich, und die Kinder kümmerten sich nicht um die Feindschaft der Alten. Für sie war Voßlohe eine einzige große Kolonie, und man spielte mit dem, der da war, und August war oft da, und einer der Brass-Jungen wurde fast so etwas wie sein Freund. Wilhelm sah es und schwieg, weil er nicht verbieten konnte, ohne zu erklären, und erklären konnte er nicht.

Bertha vermittelte, wie sie immer vermittelte. «Lass den Jungen», sagte sie. «Du kriegst ihn nicht aus dem Berg heraus, indem du ihm den Berg verbietest. Das macht ihn nur gieriger. Und du kriegst die alte Geschichte nicht aus der Welt, indem du ihm verbietest, mit den Brass zu spielen. Vielleicht ist es gut, dass die Kinder spielen. Vielleicht heilt das, was wir kaputtgemacht haben, von selbst, eine Generation weiter, wenn wir es nur lassen.»

«Und wenn es nicht heilt? Wenn es nur schläft und später aufwacht?»

Bertha hatte darauf keine Antwort, und Wilhelm auch nicht, und so ließen sie August spielen und wachsen und zum Berg streben, und Wilhelm schob die Entscheidung vor sich her, Jahr um Jahr, in der Hoffnung, dass sich ein anderer Weg auftäte, eine Lehrstelle über

Tage, irgendetwas, das den Jungen vom Schacht weglockte. Aber das Revier bot keine anderen Wege. Es bot den Berg, und wieder den Berg, und für die, die nicht in den Berg wollten, die Fremde, das Unbekannte, das noch mehr Angst machte als die Tiefe.

So wuchs August heran, zwischen dem Verbot des Vaters und der Anziehung des Schachts, und je näher er dem Alter kam, in dem man anfangen konnte, desto klarer war beiden, wie es ausgehen würde. Der Berg gewann immer. Der Berg hatte alle gewonnen, die Väter und die Großväter, und er würde auch August gewinnen, und das Einzige, was Wilhelm dem entgegenzusetzen hatte, war ein Verbot, das er nicht begründen konnte, und eine Buße, die niemand kannte, und beides war zu wenig gegen das Surren des Rades, das August jeden Tag hörte und das ihm sang, dass er dort hingehöre, hinunter, wo die Männer waren.

. . .

Kapitel 14 - Die Besatzung

Im Januar dreiundzwanzig rückten die Franzosen und Belgier ins Revier ein, weil das Reich die Reparationen nicht zahlte, und über Nacht war Voßlohe besetztes Land. Sie kamen mit Soldaten und Offizieren und der Absicht, sich die Kohle selbst zu holen, die das Reich ihnen schuldete, und das Reich antwortete mit dem, was es passiven Widerstand nannte: Es rief die Arbeiter auf, nicht für die Besatzer zu fördern, und zahlte dafür eine Unterstützung, gedrucktes Geld, immer mehr gedrucktes Geld.

So stand der Förderturm wieder still, aber diesmal anders als im Streik. Diesmal standen Direktion und Belegschaft auf derselben Seite, gegen die Besatzer, und das war eine seltsame, fast unheimliche Einheit. Wilhelm, der Steiger, und die Hauer, die ihn nicht grüßten, waren mit einem Mal Verbündete, Deutsche gegen Franzosen, und für ein paar Wochen schien die alte Spaltung zwischen oben und unten überdeckt von einer neuen zwischen drinnen und draußen.

Wilhelm misstraute dieser Einheit. Er hatte gelernt, dass Einheiten, die von oben gestiftet wurden, einen Zweck verfolgten, der nicht der seine war. Die Direktion war gegen die Besatzer, weil die Besatzer ihr die Kohle nahmen, nicht weil sie auf einmal das Vaterland liebte. Und wenn die Besatzung vorbei wäre, dann wäre auch die Einheit vorbei, und alles wäre wie zuvor, oben und unten, Liste und Haue.

Aber er behielt es für sich. Man behielt in jenen Wochen vieles für sich, denn die Besatzer waren nervös und hart. Es gab Razzien,

Verhaftungen, Ausweisungen. Wer beim Sabotieren erwischt wurde, kam vor ein französisches Gericht. Es gab Tote. In einem Nachbarort erschossen Soldaten Arbeiter, die einen Zug mit beschlagnahmter Kohle aufhalten wollten, und die Erschossenen wurden zu Helden, und ihre Beerdigung wurde zu einer Demonstration, Zehntausende, und unter den Zehntausenden ging auch Wilhelm, weil man ging, weil man jetzt Deutscher war vor allem anderen, und neben ihm ging, ein paar Reihen entfernt, Otto Brass, und für diesen einen Tag waren sie auf derselben Seite, ohne sich zu grüßen.

August, jetzt fünfzehn, erlebte die Besatzung mit den brennenden Augen der Jugend. Er sah die fremden Soldaten in den Straßen, die Patrouillen, die Demütigung, und in ihm wuchs etwas, ein Zorn, ein Nationalgefühl, das er nicht durchschaute und das gefährlich war, weil es so leicht zu lenken war. Er warf einmal mit anderen Jungen Steine nach einem französischen Lastwagen und kam mit einer aufgeplatzten Lippe heim und einem Stolz, der Wilhelm erschreckte.

«Bist du verrückt», sagte Wilhelm. «Sie hätten dich erschießen können. Wegen eines Steins.»

«Sie haben kein Recht, hier zu sein», sagte August, die Lippe geschwollen, die Augen leuchtend.

«Recht.» Wilhelm lachte bitter. «Wer hat hier je ein Recht gehabt. Die Herren haben kein Recht, uns zu nullen, und tun es. Die Franzosen haben kein Recht, hier zu sein, und sind es. Recht hat, wer die Macht hat, August. Merk dir das. Und wirf keine Steine nach denen, die Gewehre haben.»

Aber August hörte nicht. Er war in dem Alter, in dem man die Wahrheit der Väter für Feigheit hält, und in Wilhelms Vorsicht sah er nur Schwäche, einen Mann, der sich duckte, der sich immer geduckt hatte. Wenn er gewusst hätte, wie tief sein Vater sich geduckt hatte

und was es ihn gekostet hatte, hätte er vielleicht anders geurteilt. Aber er wusste es nicht, und so wuchs in ihm die Verachtung für die Vorsicht und die Bewunderung für die Geste, für den Stein gegen den Lastwagen, für das Große, Laute, Mutige, und Wilhelm sah es wachsen und konnte nichts dagegen sagen, weil das Einzige, was er hätte sagen können, das Eine war, das er niemals sagen würde.

. . .

Kapitel 15 - Inflation

Das Geld starb in jenem Jahr, und es starb schnell. Im Frühjahr kostete ein Brot ein paar Hundert Mark, im Sommer ein paar Tausend, im Herbst Millionen, dann Milliarden. Der Lohn, den Wilhelm am Morgen bekam, war am Abend nichts mehr wert; man rannte vom Lohnbüro zum Bäcker, um wenigstens etwas zu kaufen, bevor der Preis wieder stieg. Die Frauen standen mit Wäschekörben voller Geldscheine an, um ein paar Kartoffeln zu kaufen, und das Geld war billiger als das Papier, auf das man es druckte, und man heizte damit, weil Kohle, die man förderte, knapper war als Geld, das man druckte.

Für Wilhelm war es mehr als eine Katastrophe. Es war ein Urteil.

Denn Wilhelm hatte gespart. In den Jahren als Steiger, mit dem besseren Hemd und den paar Mark mehr, hatte er beiseitegelegt, was er konnte, heimlich, neben dem, was er verschenkte, ein kleines Polster, ein Anfang von Sicherheit. Es war das Geld des Aufstiegs, das Geld, das aus dem Verrat gewachsen war, denn ohne den Verrat wäre er nie Steiger geworden, hätte nie mehr verdient, hätte nie gespart. Es war, ganz unten, Heinrichs Geld, das Geld, das Wilhelm bekommen hatte für Heinrichs Namen.

Und es verdampfte. Über Nacht, in Wochen, war es nichts. Die Summe, die einmal ein kleines Haus hätte sein können, eine Aussteuer für August, ein Polster fürs Alter, war am Ende nicht einmal ein Brot. Wilhelm hielt die wertlosen Scheine in der Hand, Millionen, Milliarden, und es war, als hielte er den Lohn seines Verrats in seiner ganzen Nichtigkeit, und er begriff, dass er Heinrich

um ein Leben gebracht hatte für etwas, das nun wertloses Papier war, dass er die Solidarität verkauft hatte gegen ein Versprechen, das die Geschichte einlöste mit Nichts.

Bertha sah ihn mit den Scheinen am Tisch sitzen, und sie verstand, ohne dass er ein Wort sagte, was in ihm vorging. Sie sagte den Satz, den Wilhelm sein Leben lang nicht vergaß, nüchtern, fast sanft, während sie das Abendbrot richtete, das aus fast nichts bestand: «Manches kauft man teuer und behält es nicht.»

Sie meinte das Geld, und sie meinte nicht das Geld, und beide wussten es.

In diesem Winter starb Heinrich Brass.

Er starb arm, in der feuchten Kammer in der Altstadt, an der Lunge, an der Armut, an den Jahren ohne Arbeit, ohne Hoffnung, ohne den Stand, den ihm die Maßregelung genommen hatte. Er war achtzehn Jahre lang ein gemäßregelter Mann gewesen, einer, der revierweit keine Schicht mehr bekam, und diese achtzehn Jahre hatten ihn aufgefressen, langsam, von innen, wie der Staub die Lunge frisst. Er war fünfzig, als er starb, und er sah aus wie siebzig.

Wilhelm ging zur Beerdigung. Er hätte fernbleiben können; niemand erwartete den Steiger Kortmann am Grab des Mannes, den die Zeche ausgestoßen hatte. Aber er ging, weil er nicht anders konnte, weil etwas in ihm an diesem Grab stehen musste, auch wenn er nicht wusste, ob es Reue war oder nur das Bedürfnis, sich selbst zu quälen. Er stand hinten, am Rand der kleinen Trauergemeinde, der wenigen, die noch zu Heinrich hielten, der alten Gewerkschafter, der Brass-Verwandten. Käthe stand am Grab, aufrecht, in Schwarz, und sah nicht herüber. Aber Otto sah herüber.

Otto stand am Grab seines Vaters und sah über die Köpfe hinweg dorthin, wo Wilhelm stand, und ihre Blicke trafen sich, und Otto

sagte kein Wort. Er sagte das lauteste Wort, das man sagen kann, indem man kein Wort sagt. In seinem Blick lag alles: das Wissen, die Anklage, der Verzicht auf die Anklage, weil eine Anklage ohne Beweis nur ein Schrei gewesen wäre, und vor allem eine bittere, furchtbare Genugtuung, dass Wilhelm gekommen war, dass Wilhelm es nötig hatte zu kommen, dass der Verräter am Grab des Verratenen stand und es nicht aushielt und doch nicht wegblieb. Das war Ottos Rache, die einzige, die er hatte: Wilhelm zusehen zu lassen, wie er die Erde auf den Sarg seines Vaters fallen sah, und ihn wissen zu lassen, dass er, Otto, ihn dabei beobachtete.

Wilhelm hielt es nicht lange aus. Er ging, bevor das Grab geschlossen war, durch die kalten Straßen heim, und das wertlose Geld raschelte in seiner Tasche, und über der Stadt drehte sich das Rad, sein Rad, das sich seinetwegen drehte, und Heinrich, der nie mehr eingefahren war seit fünfundzwanzig, lag nun für immer unter der Erde, ohne Schacht, ohne Korb, ohne Glück auf, und das war das Ende, das Wilhelm ihm bereitet hatte, achtzehn Jahre vorher, in einer warmen Nacht im Kontor, für Geld, das nun nichts mehr war.

. . .

Kapitel 16 - Der alte Mann

Im selben Jahr, in dem das Geld starb und Heinrich starb, wurde im Berg eine Strecke aufgegeben. Sie war ausgekohlt, das Flöz erschöpft, es lohnte nicht mehr, sie offen zu halten, und so versiegelte man sie, mauerte den Zugang zu, überließ sie dem Gebirgsdruck und dem steigenden Wasser. Der alte Mann, sagten die Bergleute zu so einer Strecke, das war das Wort dafür, uralt, niemand wusste, woher es kam: der alte Mann, das ausgekohlte, verlassene Revier, das man dem Berg zurückgab.

Wilhelm stand davor, an dem Tag, als sie zumauerten. Es war seine Aufgabe als Steiger, die Versiegelung zu überwachen, und er sah zu, wie die Männer Stein auf Stein setzten, wie sich die Öffnung schloss, langsam, bis nur noch ein dunkles Loch blieb und dann auch das verschwand und vor ihm eine Mauer stand, hinter der die Dunkelheit lag, eine Dunkelheit, die nun niemand mehr betreten würde, in der nichts mehr war als ausgehöhlter Fels und das Wasser, das langsam stieg.

Er stand davor wie vor seinem eigenen Gewissen. Hinter dieser Mauer lag, was abgeschlossen war, was man dem Berg zurückgegeben hatte, weil man es nicht mehr brauchte und nicht mehr ändern konnte. So wollte Wilhelm seinen Verrat: zugemauert, dem Dunkel überlassen, vergessen. Aber er wusste, dass es nicht so war. Der alte Mann im Berg war wirklich tot, wirklich abgeschlossen. Sein eigener alter Mann nicht. Der lebte, hinter seiner Mauer, und drückte, wie das Gebirge drückt, und das Wasser stieg, langsam, Jahr um Jahr, und eines Tages würde es eine Mauer finden,

die nicht hielt.

Dann kam die Rentenmark, im November, und über Nacht hatte das Geld wieder einen Wert, ein neues Geld, aus dem Nichts geschaffen, ein neuer Anfang, der so unverdient war wie der Untergang davor. Die Menschen richteten sich wieder ein. Man konnte wieder rechnen, wieder sparen, wieder hoffen. Voßlohe atmete auf, und die Förderung lief, und das Leben ging weiter, wie es immer weiterging, über allen Katastrophen, gleichgültig und zäh.

In diesem Herbst fing August an.

Er war fünfzehn, alt genug, und Wilhelm hatte keine Lehrstelle über Tage gefunden, keinen anderen Weg, und der Junge wollte mit aller Kraft, und am Ende gab Wilhelm nach, weil Nachgeben leichter war als ein Kampf, den er ohnehin verlor, und weil er insgeheim wusste, dass es so kommen musste, dass der Berg immer gewann. August zog die Grubenkleidung an, die zu groß war für seinen Jungenkörper, und stand am Morgen am Schacht, mit der Lampe, das Gesicht hell vor Aufregung, und Wilhelm stand neben ihm, und sie warteten auf den Korb.

Es war Wilhelms letzte Gelegenheit. Er spürte es, dort am Schachtrand, im grauen Morgenlicht: Wenn er es je sagen wollte, dem Sohn, bevor der Sohn hinunterfuhr in dieselbe Tiefe, in dieselbe Welt, in der er, Wilhelm, gewählt hatte, was er gewählt hatte, dann jetzt. Er wollte sagen: August, bevor du hinunterfährst, musst du etwas wissen über deinen Vater, über dieses Haus, über das Geld, das uns hochgebracht hat. Du musst wissen, worauf wir stehen. Damit du, wenn du eines Tages vor einer Wahl stehst, wie ich vor einer Wahl stand, weißt, was es kostet, das Falsche zu wählen.

Er öffnete den Mund. August sah ihn an, erwartungsvoll, im Glauben, der Vater werde ihm einen guten Rat mitgeben, einen

Bergmannsrat, etwas über den Stoß, über das Hangende, über die Kunst, lebend wieder heraufzukommen.

«Glück auf», sagte Wilhelm.

Mehr brachte er nicht heraus. Es war das einzige Wort, das alles enthielt und nichts verriet, der Wunsch und das Schweigen in einem, und es war feige, und es war alles, was Wilhelm vermochte. August lächelte, stolz, und sagte «Glück auf, Vater», und dann kam der Korb, und August stieg ein mit den anderen, und der Korb fiel, und mit ihm fiel August in den Berg, wie Wilhelm jeden Morgen seines Lebens in den Berg gefallen war, und das viereckige Stück Himmel verschwand über dem Jungen, erst grau, dann grauer, dann nichts mehr.

Wilhelm blieb am Schachtrand stehen, lange, nachdem der Korb verschwunden war. Über ihm drehte sich das Rad, sein Rad, und nun trug es auch seinen Sohn hinab, in dieselbe Tiefe, in dasselbe Dunkel, in dieselbe Welt, in der ein Mann zwischen dem Brot seiner Kinder und der Treue zu seinesgleichen wählen musste und immer falsch wählen konnte. Der Riss, den Wilhelm gelegt hatte, fuhr jetzt mit August hinab, ungesehen, ungenannt, vererbt wie ein Hof, wie eine Krankheit, und irgendwo hinter einer zugemauerten Strecke stieg langsam das Wasser, und Wilhelm wandte sich ab und ging zur Kaue und begann seine Schicht, weil das Rad sich drehte und das Rad nicht fragte, wer es drehte und um welchen Preis.

ZWEITER BAND

Vor Ort

Voßlohe, 1929-1948

. . . .

Kapitel 1 - Vor Ort

Vor Ort, das war der Ort schlechthin, der Punkt, an dem der Mensch dem Berg gegenüberstand, Mann gegen Fels, die Haue gegen das Flöz. Alles andere war Weg dorthin oder Weg zurück: die Anfahrt, die Strecke, der Korb. Vor Ort geschah das Eigentliche, dort wurde die Kohle, die Voßlohe nährte, dem Berg abgerungen, und dort, mit einundzwanzig, war August Kortmann in seinem Element.

Er war ein guter Hauer geworden, besser als der Vater, sagten manche, und August hörte es gern und ließ es sich nicht anmerken. Er hatte den Körper dafür, breit in den Schultern, und er hatte den Ehrgeiz, der ihn antrieb, mehr Wagen zu schaffen als die anderen, schneller, sauberer. Er wollte etwas werden, und im Revier wurde man etwas, indem man der beste Hauer war, und dann vielleicht Steiger, wie der Vater, und August schämte sich dieses Ziels nicht, im Gegenteil; er wollte den Vater übertreffen, hinter dessen Schweigen er immer eine Schwäche vermutet hatte, eine Ducker-Natur, die er, August, nicht teilte.

Was August nicht wusste, war alles. Er wusste nicht, wie sein Vater Steiger geworden war. Er wusste nicht, worauf das Haus stand, in dem er aufgewachsen war, und das Geld, das ihn hatte aufwachsen lassen, ohne zu hungern wie die Brass-Kinder. Er kannte die alte Feindschaft zwischen Kortmann und Brass, aber er hielt sie für eine jener Familiengeschichten, wie es viele gab im Revier, Streit um nichts, vor langer Zeit, und er hatte als Junge sogar mit einem Brass gespielt und dachte nicht weiter darüber nach. Der Vater hatte ihm nie etwas gesagt. Der Vater sagte nie etwas. Das hielt August für

Schwäche, und es war das Gegenteil, aber das konnte er nicht wissen.

In diesem Frühjahr lernte August Lena kennen. Sie war die Tochter eines Hauers aus der Nachbarkolonie, ein dunkelhaariges, schmales Mädchen mit einem geraden Blick, der August von Anfang an gefiel, weil er nichts vortäuschte. Sie tanzten auf dem Zechenfest, und August, der sonst keine großen Worte machte, fand bei ihr Worte, und sie lachte über die richtigen und schwieg bei den richtigen, und am Ende des Abends wusste August, dass er sie heiraten würde, so wie er wusste, dass er der beste Hauer war: ohne Zweifel, ohne Eile, als stünde es schon fest.

«Die Hoffmann-Lena», sagte Bertha, als August davon erzählte, und nickte langsam. Bertha war alt geworden, das Haar grau, das Gesicht von den Jahren gegerbt, aber die Augen so klar wie immer. «Eine gute Wahl. Die hat einen Kopf. Die lässt sich nichts vormachen.» Sie sah August an, und in ihrem Blick lag etwas, das August nicht deutete, eine Sorge, die über die Freude hinausging. «Pass auf, dass du ihr nichts vormachen musst, August. Eine Frau, die einen Kopf hat, die durchschaut einen. Das ist gut, solange man nichts zu verbergen hat.»

«Was sollte ich zu verbergen haben», sagte August und lachte.

Bertha sagte nichts darauf. Sie sah hinüber zu Wilhelm, der am Tisch saß und schwieg, wie er immer schwieg, und etwas ging zwischen den beiden Alten hin und her, ein Blick, den August nicht las, und dann sagte Bertha: «Nichts. Heirate sie. Sie ist gut für dich.»

Im Herbst desselben Jahres, als August schon mit Lena verlobt war und vom eigenen Hausstand träumte, kam die Nachricht aus Amerika, von der Börse, die zusammengebrochen sei, und niemand in Voßlohe verstand zuerst, was eine Börse in New York mit einer Zeche an der Emscher zu tun hatte. Aber sie sollten es bald

verstehen. Die Kohle, die das Revier förderte, ging in den Stahl, und der Stahl ging in die Welt, und als die Welt aufhörte zu kaufen, hörte der Stahl auf zu brauchen, und als der Stahl aufhörte zu brauchen, hörte die Kohle auf zu verkaufen. Es war eine Kette, lang und unsichtbar, von einem Kontor in New York bis vor Ort, wo August stand, und an ihrem Ende stand immer der Hauer mit der Haue, der zuerst spürte, wenn die Kette sich straffte.

Noch lief die Förderung. Noch schlug August seine Wagen, mehr als die anderen, und träumte von Lena und vom Aufstieg. Aber über dem Horizont, ganz fern noch, stand ein Wetterleuchten, und die Alten, die schon Krisen erlebt hatten, sahen es und schwiegen, und Wilhelm war einer von ihnen, und er sah seinen Sohn vor Ort stehen, voller Kraft und Hoffnung, und wusste, dass die Kraft und die Hoffnung nichts galten gegen das, was kam, und sagte es nicht, weil man so etwas nicht sagte und weil August ohnehin nicht gehört hätte.

. . .

Kapitel 2 - Feierschichten

Sie nannten es Feierschichten, und das war der bitterste Hohn, den die Sprache des Reviers kannte. Feiern. Es bedeutete: Die Zeche fährt nicht, du bleibst zu Hause, du bekommst keinen Lohn. Man feierte nicht. Man saß in der Kolonie und sah zu, wie das wenige Ersparte schmolz, und wartete auf den Aushang, der sagte, ob man morgen anfahren durfte oder wieder feiern musste.

Die Krise fraß sich durch das Revier wie Schlagwetter durch einen Stollen, lautlos und tödlich. Erst kürzte man die Schichten, dann entließ man die Jüngsten und die Ältesten, dann legte man ganze Anlagen still. Auf Morgenstern fuhr man bald nur noch drei Tage die Woche, dann zwei. August, der beste Hauer, der mehr Wagen schlug als alle, schlug nun an den meisten Tagen gar keine, weil es nichts zu schlagen gab, weil die Kohle, die er förderte, niemand kaufte. Sein Können, sein Ehrgeiz, seine Kraft, all das war auf einmal wertlos, denn man brauchte es nicht. Es gab keine schlimmere Demütigung für einen Mann wie August als die, nicht gebraucht zu werden.

Die Kolonie verarmte, schnell und sichtbar. Wer ausgesteuert wurde, dem drohte das Haus, die alte Drohung, immer dieselbe: Wer nicht für die Zeche arbeitet, wohnt nicht im Haus der Zeche. Familien zogen weg, zu Verwandten aufs Land, oder sie blieben und hausten zu acht in einer Stube, und in den Gärten wuchs nicht mehr Zierrat, sondern Kohl und Kartoffeln, jeder Quadratmeter, denn der Garten war jetzt Überlebensmittel.

Und die Politik kam in die Kolonie wie nie zuvor. An den Wänden klebten Plakate, rote und braune, und an den Straßenecken standen die Werber, die einen mit der Faust und dem Lied von der Internationale, die anderen mit dem Versprechen von Arbeit und Brot und einem Vaterland, das alles wieder gut machen würde. Sie warben um dieselben Männer, die hungrigen, arbeitslosen, gedemütigten Männer, und manchmal wechselte einer von der einen Seite zur anderen, je nachdem, wer zuletzt geredet hatte, denn die Verzweiflung war keine Überzeugung, sie war ein Loch, in das jeder hineinredete, der wollte.

Otto Brass stand auf der roten Seite. Er war jetzt ein Mann in den Dreißigern, hart und überzeugt, ein Funktionär der Partei, die ganz links stand, und er redete in den Versammlungen wie einst sein Vater, von der Solidarität der Arbeiter, vom Sturz der Herren, von einer Welt, in der die Gruben denen gehörten, die in ihnen schufteten. August hörte ihn manchmal, am Rand, und er war nicht überzeugt; ihm war Ottos Glut zu groß, zu fordernd, und etwas in ihm, das er vom Vater hatte, ohne es zu wissen, misstraute den großen Worten und den Vielen, die einer werden sollten.

Andere in der Kolonie gingen zu den Braunen. Sie kamen auch in Uniform, marschierten, sangen, und sie versprachen das, wonach die Männer sich am meisten sehnten: nicht eine ferne Revolution, sondern Arbeit, bald, jetzt, und einen Stolz, der nichts kostete, den Stolz, ein Deutscher zu sein, wenn man schon kein satter Mensch sein durfte. August fand auch das nicht überzeugend, aber er fand es weniger fordernd, weniger gefährlich für einen Mann, der etwas werden wollte, und das war der erste, kleine Unterschied, der später ein großer werden würde.

Vor der Bude prügeln sich Rote und Braune. Es war ein Sonntagabend, und es ging um nichts, um ein Wort, einen Blick, und dann lagen sie übereinander, die Männer, die alle dasselbe Elend teilten und sich gegenseitig die Köpfe einschlugen, statt gemeinsam gegen die zu stehen, die das Elend verwalteten. August sah es und ging nicht dazwischen und ging auch nicht weg, sondern stand und sah zu, und neben ihm stand ein alter Hauer, der den Kopf schüttelte und sagte: «So gewinnen sie. Die da oben. Wenn wir uns selber zerfleischen, müssen sie keinen Finger rühren.» Und August dachte daran und vergaß es wieder, weil er jung war und an sein eigenes Glück dachte, an Lena und an den Tag, an dem die Zeche wieder voll fahren würde und er wieder gebraucht.

. . . .

Kapitel 3 - Lena

Sie heirateten mitten in der Krise, arm und entschlossen, im Frühjahr zweiunddreißig. Es gab kein großes Fest; es gab Suppe und selbstgebackenes Brot und einen Krug Bier, und die Nachbarn brachten, was sie entbehren konnten, ein Ei, eine Handvoll Mehl, und das war reichlich für diese Zeit. Lena trug das Kleid ihrer Mutter, umgenäht, und August das einzige gute Hemd, das er hatte, und sie standen vor dem Standesbeamten und dann vor dem Pfarrer, und Bertha weinte, was August nie an ihr gesehen hatte, und Wilhelm stand daneben und schwieg und sah aus, als trüge er etwas, das schwerer war als Freude.

Sie bezogen das enge Zechenhaus, das man August zugeteilt hatte, zwei Stuben, und Lena machte daraus ein Zuhause, mit den wenigen Mitteln, die sie hatten, und mit jener Tüchtigkeit, die Bertha sofort erkannt hatte. Sie war keine, die klagte. Sie war eine, die anpackte, die das Wenige streckte, die aus nichts etwas machte, und August, der sie heimkommen sah aus dem Garten, mit erdigen Händen und einem Korb Kohl, dachte oft, dass er Glück gehabt hatte, mehr Glück, als er verdiente, ohne zu wissen, wie wahr das war.

Bei der Hochzeit war auch Otto Brass gewesen, nicht als Gast, sondern weil er Lenas Vater kannte, von der Partei, und am Rand gestanden hatte. Als August einmal allein hinaustrat, in die kühle Abendluft, stand Otto dort und rauchte, und sie waren für einen Moment allein, der Sohn des Verräters und der Sohn des Verratenen, ohne dass August von beidem wusste.

«Glückwunsch, Kortmann», sagte Otto. «Gute Frau. Hoffmanns sind anständige Leute.»

«Danke», sagte August, etwas steif, denn er spürte, dass zwischen Brass und Kortmann etwas lag, auch wenn er nicht wusste, was.

Otto rauchte und sah ihn an, abschätzend, lange. «Du weißt nicht viel, was?», sagte er schließlich. «Über deine Familie. Über das, was war.»

«Was soll gewesen sein?»

«Frag deinen Vater.» Otto warf die Zigarette weg, trat sie aus. «Oder besser nicht. Er sagt's dir nicht. Eure Art sagt nichts.» Er machte eine Pause, und in seinem Gesicht lag etwas, das fast wie Mitleid aussah, ein bitteres Mitleid. «Pass auf in den Zeiten, die kommen, Kortmann. Es kommen schlechte Zeiten, schlechtere, als du denkst. Und in schlechten Zeiten zeigt sich, wer einer ist. Manche Familien», er sah August an, «manche Familien haben schon einmal gezeigt, was sie tun, wenn es eng wird. Die verkaufen. Pass auf, dass du nicht verkaufst, was man nicht zurückkaufen kann.»

August verstand die Spitze nicht. Er hörte nur einen verbitterten Roten, der dunkle Andeutungen machte, wie sie ihre Art waren, und er wollte sie nicht verstehen, weil sein Hochzeitstag war und er glücklich sein wollte. «Ich verkaufe nichts», sagte er, fast belustigt. «Ich hab nichts zu verkaufen.»

«Jeder hat etwas zu verkaufen», sagte Otto. «Das ist es ja.» Und er ging zurück hinein, und August blieb in der Abendluft, und der Satz haftete in ihm, ohne dass er wusste, warum, ein Stein im Schuh, den man nicht spürt, solange man steht, und der bei jedem Schritt drückt.

Drinne, später, als die Gäste gingen, nahm Wilhelm seinen Sohn beiseite und drückte ihm einen Umschlag in die Hand, Geld, mehr

Geld, als August dem alten Mann zutraute in diesen Zeiten.

«Für den Anfang», sagte Wilhelm. «Damit ihr nicht von null anfangen müsst.»

August nahm es dankbar, gerührt, und fragte nicht, woher es kam, woher ein Steiger in der Krise, mit Feierschichten und gekürztem Lohn, noch so viel beiseitelegen konnte. Er nahm es, wie Kinder nehmen, ohne zu fragen, und Wilhelm gab es, wie er alles gab, mit einem Gesicht, das mehr trug als Großzügigkeit. Es war, ganz unten, immer dasselbe Geld, der Lohn des Aufstiegs, der Lohn eines Namens, der einmal in einem warmen Kontor gefallen war, und nun ging es weiter, in die nächste Generation, als sauberes Hochzeitsgeld, und niemand sah ihm an, woraus es gewachsen war, am wenigsten August, der es zählte und sich freute und Lena davon ein zweites Bett kaufte.

. . .

Kapitel 4 - Die Fahne am Förderturm

Im Frühjahr dreiunddreißig hing eine neue Fahne am Förderturm von Morgenstern, rot mit dem schwarzen Haken im weißen Feld, und sie hing dort, wo nie eine Fahne gehangen hatte, ganz oben, über dem Rad, sichtbar für die ganze Stadt, und sie bedeutete, dass sich alles geändert hatte und nichts.

Es ging schnell. So schnell, dass die Leute kaum mitkamen. Die freien Gewerkschaften, der Verband, für den Heinrich Brass einmal gekämpft hatte und gestorben war, wurden zerschlagen, ihre Häuser besetzt, ihre Kassen geplündert, ihre Männer verhaftet oder eingeschüchtert. An ihre Stelle trat die Deutsche Arbeitsfront, die DAF, in die nun jeder gehörte, ob er wollte oder nicht, und die keine Forderungen mehr stellte, sondern Gefolgschaft verlangte. Der Streik, die Waffe der Vielen, war abgeschafft, verboten, undenkbar gemacht. Was Generationen von Bergleuten sich erkämpft hatten, war in wenigen Wochen fort, und die meisten sahen zu und schwiegen, weil Reden jetzt gefährlich war, gefährlicher als je zuvor.

Otto Brass war einer der Ersten, die sie holten. Er war bekannt, ein Roter, ein Wortführer, und solche holte man zuerst. Sie kamen frühmorgens, wie man die Wortführer immer frühmorgens holt, und nahmen ihn mit, und er verschwand in einem der Lager, von denen man sich nur flüsternd erzählte, irgendwo im Moor, und für Jahre hörte man nichts mehr von ihm. Käthe Brass, alt geworden, erlebte es nicht mehr; sie war im Jahr zuvor gestorben, der Heinrich nach, und so war es Ottos Frau, die zusehen musste, wie man auch den Sohn holte, und die Brass, die schon einmal alles verloren hatten, verloren

wieder.

August sah es, und es ging ihn nichts an, redete er sich ein. Er war kein Roter. Er hatte sich aus allem herausgehalten. Politik war nichts für einen Mann, der etwas werden wollte, und nun, da die einen oben und die anderen verschwunden waren, kam es darauf an, sich richtig zu verhalten, unauffällig, zuverlässig.

Und dann bot man ihm die Steigerlaufbahn an.

Es war derselbe Mechanismus, der den Vater vor achtundzwanzig Jahren erfasst hatte, nur in neuem Gewand. Man brauchte verlässliche Leute, jetzt mehr denn je, Leute, die nicht aufmuckten, die ausführten, die zur neuen Zeit standen. Ein guter Hauer wie Kortmann, fleißig, unpolitisch, aus gutem Haus, das war der ideale Kandidat, wenn er nur das Richtige tat: in die richtige Organisation eintrat, die richtige Gesinnung zeigte, mitmachte, wo man mitmachen musste.

August trat ein. Er trat in das ein, in das man eintrat, wenn man Steiger werden wollte in diesen Jahren, und er sagte sich, es sei nur eine Formalität, nur ein Mittel zum Zweck, nur für die Familie, für Lena, für das Kind, das jetzt unterwegs war. Er glaubte es sogar. Er glaubte, man könne eintreten, ohne dazuzugehören, mitmachen, ohne mitzumachen, das Hemd wechseln, ohne den Menschen darunter zu ändern. Es war die alte Selbsttäuschung, dieselbe, mit der sich der Vater getröstet hatte, dieselbe Logik, neu aufgelegt: Ich tue das Falsche nur für die Meinen, also ist es kein Falsches.

Wilhelm sah es. Der alte Mann, gebeugt jetzt, das Haar weiß, sah seinen Sohn das weiße Hemd anziehen, das Steiger-Hemd, in diesen Jahren, unter dieser Fahne, und er erkannte sich selbst, erkannte die Wahl, die er selbst getroffen hatte, wiederkehren in seinem Kind. Er hätte etwas sagen können. Er war alt, ihm konnte nicht mehr viel

geschehen, er hätte sagen können: August, ich kenne diesen Weg, ich bin ihn gegangen, und er führt nicht dorthin, wo du denkst. Aber er sagte es nicht. Er schwieg, wie er immer geschwiegen hatte, und sein Schweigen hatte jetzt einen neuen Grund: Wer selbst verraten hat, hat kein Recht mehr, den Sohn vor dem Verrat zu warnen. Das Schweigen, das Wilhelm sich als Strafe auferlegt hatte, wurde so zum Werkzeug, mit dem er den Sohn ins selbe Unglück laufen ließ, und das war vielleicht die bitterste Frucht seiner alten Tat: dass sie ihm die Stimme nahm in dem einen Augenblick, in dem die Stimme etwas hätte ändern können.

«Glückwunsch», sagte Wilhelm, als August die Beförderung bekam, und es klang wie ein Beileid.

«Du freust dich nicht», sagte August, fast vorwurfsvoll.

«Doch», sagte Wilhelm. «Ich freue mich. Ich freue mich, dass du es geschafft hast.» Und er sah weg, hinüber zum Fenster, hinaus zum Förderturm, an dem die neue Fahne hing, und sagte nichts mehr, und August hielt das Wegsehen für das übliche Schweigen des Alten und nicht für das, was es war: das Wegsehen eines Mannes, der seinen Sohn dieselbe Mauer hochsteigen sah, hinter der er selbst das Dunkel eingemauert hatte.

. . .

Kapitel 5 - Rüstungskohle

Die Arbeit kam wieder, und sie kam, weil aufgerüstet wurde. Das begriffen die wenigsten, und die es begriffen, sagten es nicht. Man sah nur, dass die Zechen wieder voll fuhren, dass die Feierschichten aufhörten, dass der Lohn wieder ein Lohn war, und man war dankbar, dumpf dankbar, wie ein Mensch dankbar ist, der lange gehungert hat und endlich wieder isst und nicht fragt, woher das Brot kommt.

Es kam aus den Hochöfen, die wieder glühten, weil sie Stahl machten, und der Stahl wurde zu Kanonen und Panzern und Schiffen, und dafür brauchte man Kohle, viel Kohle, immer mehr Kohle. Morgenstern fuhr Tag und Nacht. August, jetzt Steiger, trieb die Förderung voran, wie es seine Aufgabe war, und die Zahlen stiegen, und mit den Zahlen stieg sein Ansehen, und mit dem Ansehen kam ein bescheidener Wohlstand: ein größeres Zechenhaus, drei Stuben jetzt, ein Garten, in dem nicht nur Kohl wuchs, ein neuer Anzug für sonntags.

Marga wurde geboren, vierunddreißig, ein dunkles, lebhaftes Mädchen mit Lenas geradem Blick. Vier Jahre später kam Jakob, ein ruhiger, kräftiger Junge, der dem Vater nachgeriet. August war ein guter Vater, soweit ein Bergmann ein Vater sein konnte, der die halbe Woche unter Tage war; er trug die Kinder auf den Schultern, brachte ihnen das Pfeifen bei und den Namen der Vögel, und an den freien Sonntagen gingen sie zu viert hinaus, über die Felder, die es damals noch gab am Rand der Stadt, und für ein paar Stunden war das Leben gut.

Der Preis dafür war das Wegsehen, und August zahlte ihn, ohne hinzusehen, wie man so einen Preis zahlt. Es verschwanden Leute. Der jüdische Kaufmann in der Stadt, bei dem Lena früher Stoff gekauft hatte, war eines Tages nicht mehr da, und sein Laden auch nicht, und niemand fragte laut, wohin. Ein Hauer, der im Suff etwas Falsches gesagt hatte über den, dessen Bild jetzt überall hing, wurde abgeholt und kam verändert zurück, stiller, und sprach nie wieder im Suff. Man lernte, nichts zu sehen, nichts zu hören, nichts zu sagen. Man senkte den Blick und tat seine Arbeit und war dankbar für das Brot.

August war gut darin, den Blick zu senken. Er hatte es von seinem Vater gelernt, ohne zu wissen, dass er es gelernt hatte, diese Kunst, das Unangenehme nicht zu sehen, das Eigene zu schützen und den Rest sich selbst zu überlassen. Es war eine Familienkunst, vererbt wie die breiten Schultern, und August übte sie aus mit gutem Gewissen, weil er sich einredete, er tue niemandem etwas, er sehe nur weg, und Wegsehen sei kein Tun.

Einmal, an einem dieser guten Sonntage, saßen sie im Garten, Lena, die Kinder, der alte Wilhelm, der die Enkel auf dem Schoß hatte, und es war ein Bild des Glücks, ein wirkliches Glück, kein vorgetäushtes. Die Sonne schien, Marga lachte, Jakob schlief an Wilhelms Brust, und für einen Moment war alles, wie es sein sollte. Aber über dem Garten, hinter den Häusern, drehte sich das Rad, förderte die Kohle, die zu Stahl wurde, der zu Waffen wurde, und in der Ferne, wo niemand hinsah, baute sich etwas auf, ein Druck, ein Hangendes, das eines Tages kommen würde, und der alte Wilhelm, der die Enkel hielt, sah über ihre Köpfe hinweg in diese Ferne und wusste, mit der Sicherheit dessen, der schon eine Katastrophe überlebt hat, dass dieses Glück geliehen war und dass die Rechnung

kommen würde, wie sie immer kam, und dass die Kinder, die jetzt in der Sonne lachten, sie würden bezahlen müssen.

. . .

Kapitel 6 - Krieg unter Tage

Der Krieg kam wieder, im September neununddreißig, und diesmal zog niemand mit Musik und Fahnen. Die Älteren erinnerten sich an den letzten, an die Namen, die der Pfarrer von der Kanzel gelesen hatte, immer länger werdend, und sie schwiegen, als die Nachricht kam, ein Schweigen, das mehr wusste als jeder Jubel.

Wieder wurden die Bergleute gebraucht, kriegswichtig, wieder reklamiert, denn ohne Kohle kein Stahl, ohne Stahl kein Krieg. Aber diesmal reichte das Reklamieren nicht. Der Krieg fraß Männer in einem Tempo, das die Reklamierung aushöhlte; immer mehr Hauer wurden trotz allem eingezogen, an die Front geschickt, weil die Front mehr Männer fraß, als sie ausspucken konnte. Die jungen, kräftigen Hauer verschwanden, einer nach dem anderen, und zurück blieben die Alten, die Halbwüchsigen, die Versehrten, und mit ihnen sollte August dieselbe Förderung halten, mehr noch, eine höhere, denn der Krieg verlangte mehr Kohle, als der Frieden je verlangt hatte.

Es ging nicht. Das war August von Anfang an klar, und es war der Direktion klar, und es war dem Kriegsamt klar, das die Zahlen forderte. Mit halb so vielen Männern die doppelte Kohle, das war eine Rechnung, die nicht aufging, und doch musste sie aufgehen, befohlenermaßen, und wenn eine Rechnung nicht aufgehen darf und doch aufgehen muss, dann zahlt sie jemand mit dem Leben.

August spürte den Druck von oben wie das Hangende über sich. Die Direktion gab den Druck weiter, den sie vom Amt bekam, und August sollte ihn weitergeben, hinunter, an die Männer, die ohnehin schon am Anschlag arbeiteten. Schneller. Mehr. Die Sicherheit, die

ohnehin nie groß gewesen war, wurde zur Verhandlungsmasse: ein Ausbau, der noch warten konnte, eine Bewetterung, die noch reichte, ein Flöz, das eigentlich zu gefährlich war, das man aber belegen musste, weil die Zahl es verlangte.

August lavierte. Er war kein schlechter Steiger; er versuchte, seine Leute zu schützen, wo er konnte, drückte ein Auge zu, meldete nach oben günstigere Zahlen, als die Wirklichkeit hergab, um Zeit zu gewinnen, um den Druck abzufedern. Aber er konnte den Druck nicht aufhalten, nur verteilen, und verteilen hieß: entscheiden, wer ihn trug. Solange es nur deutsche Hauer waren, alte Kameraden, verteilte August ihn vorsichtig, gerecht, so gut es ging. Aber bald kamen andere, auf die man weniger Rücksicht nahm, auf die man nach dem Willen derer da oben gar keine Rücksicht nehmen sollte, und an ihnen würde sich zeigen, was August wirklich war.

Denn die Förderung musste gehalten werden, und es fehlten die Männer, und so brachte man Männer, die keine Wahl hatten. Zuerst Kriegsgefangene, dann Verschleppte aus den besetzten Ländern, Zwangsarbeiter, wie man sie verharmlosend nannte, als wäre es eine Art von Arbeit und nicht eine Art von Sklaverei. Sie kamen in Transporten, abgemagert, verängstigt, in Lumpen, und man brachte sie unter in einem Barackenlager am Rand der Zeche, hinter Stacheldraht, bewacht, und am Morgen trieb man sie zur Anfahrt, hinunter in den Berg, der schon den freien Männern wenig verzieh und den Rechtlosen gar nichts.

August sah die ersten Transporte und senkte den Blick, wie er gelernt hatte, den Blick zu senken. Aber er ahnte, dass das Wegsehen diesmal nicht reichen würde. Diese Männer würden in seinem Revier arbeiten, unter seiner Aufsicht, an seinem Stoß. Er würde nicht mehr nur wegsehen können. Er würde entscheiden müssen, Tag für Tag,

was er mit Menschen tat, die ihm ausgeliefert waren, und zum ersten Mal in seinem Leben begriff August, dass es eine Grenze gab, jenseits derer das Wegsehen selbst zur Tat wurde, und dass er sich dieser Grenze näherte, mit jedem Transport, der am Lager hielt.

. . .

Kapitel 7 - Die Fremdarbeiter

Tadeusz Wójcik kam im Sommer zweiundvierzig, mit einem Transport aus dem Osten, und wurde Augusts Revier zugeteilt. Er war neunzehn, ein schmaler Junge mit dunklen Augen und Händen, die zu groß wirkten für die mageren Arme, ein Bauernsohn aus einem Dorf bei Krakau, den man von seinem Feld weg verschleppt hatte, in einen Berg, von dem er nie gehört hatte, in eine Sprache, die er nicht verstand, in eine Tiefe, die ihn umbringen sollte und es nicht eilig hatte.

Auf der Brust trug er ein Zeichen, ein Stück Stoff, das ihn auswies als das, was er war: ein Untermensch, nach der Sprache der Zeit, ein Werkzeug, das man verbrauchte. Er durfte nicht in die Waschkaue der Deutschen, nicht an ihren Tisch, nicht in ihre Häuser. Er bekam weniger zu essen, schlechteres, und mehr Arbeit, schwerere. Er war rechtlos, vollkommen, ein Mensch, den man straflos schlagen, hungern lassen, töten konnte, und alle wussten es, und die meisten richteten sich danach.

August war Steiger über ihn. Das war die Lage, nüchtern: Ein Mann, dem man als Jungen verboten hatte, mit Brass-Kindern zu hassen, der mit Lena gut war und seine eigenen Kinder auf den Schultern trug, war nun gesetzt über einen anderen Menschen wie ein Mensch über ein Tier, mit der Macht über dessen Leben, und die Zeit, in der er lebte, verlangte von ihm, diese Macht auszuüben, wie man Macht über ein Tier ausübt.

In den ersten Tagen senkte August den Blick. Es war seine Methode, und sie hatte ihn durch vieles getragen. Er teilte Tadeusz

ein, wo Männer fehlten, trieb ihn an, wo die Norm es verlangte, und sah ihn dabei nicht an, denn ihn anzusehen hätte bedeutet, ihn als Menschen zu sehen, und einen Menschen zu sehen und so zu behandeln, das hielt selbst August nicht aus. Also sah er weg, behandelte das Werkzeug als Werkzeug, und redete sich ein, das sei nicht er, das seien die Verhältnisse, das sei der Krieg.

Aber Tadeusz ließ sich nicht ganz übersehen. Er war ein guter Arbeiter, das war das Erste, was durch Augusts gesenkten Blick drang: Der Junge konnte etwas. Er begriff den Berg schnell, schneller als mancher Deutsche, hatte ein Gespür für das Gestein, für die Haue, für den Rhythmus der Arbeit. Und er war nicht gebrochen, nicht innerlich; trotz allem trug er eine Würde, eine Aufrechtheit, die durch die Lumpen und den Hunger und das Zeichen auf der Brust hindurchschien, und gerade diese Würde machte es August schwer, ihn als Tier zu sehen, denn Tiere haben keine Würde, Würde haben nur Menschen.

Lena begann, Brot über den Zaun zu reichen.

Sie tat es heimlich, in der Dämmerung, wenn die Wachen wechselten, ein Stück Brot, eine Kartoffel, durch den Stacheldraht hindurch zu den Männern im Lager, die danach griffen wie Verhungerte, die sie waren. Es war lebensgefährlich; wer Fremdarbeiter unterstützte, wurde bestraft, hart. Lena tat es trotzdem, ohne viel Aufhebens, wie sie alles tat, was getan werden musste, und sie sagte August nichts davon, weil sie wusste, dass es ihn belasten würde, ihn, den Steiger, den Mann in der Organisation, der wegsah.

August merkte es trotzdem, wie man so etwas merkt: das Brot, das fehlte, der Weg, den Lena in der Dämmerung machte, ihr Schweigen darüber. Und er sagte nichts, und in seinem Schweigen lag zum ersten Mal nicht nur Feigheit, sondern auch etwas anderes,

eine stille Billigung, fast eine Dankbarkeit, dass seine Frau tat, was er nicht wagte, dass in seinem Haus jemand das Richtige tat, auch wenn er es nicht war. Es war wenig. Es war fast nichts. Aber es war der erste Riss in seinem Wegsehen, ein erstes Licht, das durch die gesenkten Lider drang, und es kam, wie das Gute oft kommt, nicht durch ihn, sondern durch die Frau an seiner Seite, die einen Kopf hatte und ein Herz und die sich von den Verhältnissen nicht hatte beibringen lassen, einen Menschen für ein Werkzeug zu halten.

. . .

Kapitel 8 - Tadeusz

Es geschah in einem schlechten Flöz, im Winter dreiundvierzig. August war mit Tadeusz und zwei anderen vor Ort, eine kleine Kolonne, der Ausbau dünn, weil das Holz knapp war wie alles, und August prüfte das Hangende, wie er es immer prüfte, mit dem Ohr, mit der Hand, und hörte nichts Schlimmes und gab das Zeichen weiterzuarbeiten. Er irrte sich. Das Hangende kam ohne das Knacken, das es sonst ankündigte, ein plötzlicher Bruch, und August stand darunter, eine halbe Sekunde lang erstarrt, wie einst sein Vater erstarrt war, und in dieser halben Sekunde war Tadeusz schon bei ihm, riss ihn am Arm zur Seite, mit einer Kraft, die man dem mageren Körper nicht zutraute, und das Hangende fiel dorthin, wo August gestanden hatte, Gestein, Staub, ein Donnern, und dann Stille und Tadeusz' Hand noch an Augusts Arm.

Es war dieselbe Szene, die einmal Wilhelm und Heinrich verbunden hatte, dreißig Jahre früher, in einem anderen Flöz, unter demselben Berg. Der Berg wiederholte sich, wie er sich immer wiederholte, und stellte August dieselbe Frage, die er einst seinem Vater gestellt hatte: Was bist du dem schuldig, der dir das Leben gerettet hat?

August stand im Staub und sah Tadeusz an, zum ersten Mal richtig an, den Jungen, der ihn eben gerettet hatte, ihn, den Steiger, den Mann der Herren, obwohl August für Tadeusz nichts war als ein Aufseher, ein Werkzeug der Macht, die ihn verschleppt hatte. Tadeusz hätte zusehen können, wie das Hangende August erschlug; niemand hätte es ihm verdacht, niemand hätte es ihm nachweisen

können. Stattdessen hatte er ihn gerettet, aus einem Reflex der Menschlichkeit, der tiefer saß als alle Verhältnisse, und in diesem Reflex lag eine Anklage, die schärfer war als jeder Vorwurf: Tadeusz hatte sich als Mensch erwiesen in dem Augenblick, in dem August ihn als Tier behandelte.

«Dziękuję», sagte August, das eine polnische Wort, das er aufgeschnappt hatte, danke, und es war das erste Mal, dass er Tadeusz wie einen Menschen ansprach.

Tadeusz nickte nur, knapp, und nahm die Haue wieder auf, denn die Norm musste gehalten werden, auch jetzt, gerade jetzt, und ein Fremdarbeiter, der nicht weiterarbeitete, machte sich verdächtig. Aber zwischen den beiden hatte sich etwas verschoben, unwiderruflich. August konnte Tadeusz von nun an nicht mehr übersehen. Er hatte ihn gesehen, und was man einmal gesehen hat, kann man nicht mehr ungesehen machen.

In den Wochen darauf tat August, was er konnte, was wenig war und gefährlich. Er teilte Tadeusz die weniger tödlichen Arbeiten zu, wo es ging, ohne dass es auffiel. Er steckte ihm Brot zu, heimlich, wie Lena es tat, das August-Brot zu Lenas Brot. Er ließ ein Auge zu bei kleinen Vergehen, die einen anderen Aufseher zur Anzeige getrieben hätten. Es war eine Revanche im Kleinen, ein Versuch, die Lebensschuld abzutragen, wie sein Vater einst die Schuld an Heinrich mit Wohltätigkeit abzutragen versucht hatte, und es war ebenso unzureichend, ebenso eigennützig im Grunde, ein Mittel, mit der eigenen Mitschuld zu leben, mehr als ein wirkliches Gutmachen.

Lena sah die Veränderung und war froh und besorgt zugleich. «Sei vorsichtig», sagte sie. «Sie sehen alles. Wenn sie merken, dass du ihn schonst, ist es für ihn schlimmer und für dich auch.» Und dann, leiser: «Aber wenn du ihm hilfst, dann hilf ihm richtig. Halb

hilft niemandem. Halb ist nur für dein Gewissen, nicht für ihn.»

August hörte es und wusste, dass sie recht hatte, wie sie immer recht hatte. Es gab nur zwei ehrliche Wege: Tadeusz wirklich zu helfen, mit allem Risiko, ihn vielleicht zu verstecken, ihm zur Flucht zu verhelfen, etwas Großes, Gefährliches, Ganzes. Oder gar nichts zu tun und das Werkzeug ein Werkzeug sein zu lassen. Dazwischen lag nur die Feigheit, das halbe Helfen, das das Gewissen beruhigte und den Menschen nicht rettete. Und August, das ahnte er mit Schrecken, war ein Mann des Dazwischen, ein Mann der halben Dinge, und er fürchtete den Tag, an dem das Dazwischen nicht mehr reichen würde, an dem er würde wählen müssen, ganz, wie sein Vater einst hatte wählen müssen, und an dem sich zeigen würde, ob er aus anderem Holz war als Wilhelm oder aus genau demselben.

. . .

Kapitel 9 - Schlagwetter

Der Befehl kam im Februar vierundvierzig, und er kam von ganz oben, über die Direktion, über August, wie der Druck immer von oben kam: Das Flöz im Westfeld sollte belegt werden, sofort, voll, denn die Zahl musste erreicht werden, koste es, was es wolle.

August kannte das Westfeld. Es war schlagwettergefährdet, schon immer; das Gas saß im Gestein, das Methan, das man nicht roch und nicht sah und das mit einem Funken die Strecke in eine Feuerwalze verwandelte. Die Bewetterung dort war schlecht, sie war seit Monaten schlecht, weil das Material fehlte, die Leute fehlten, alles fehlte, was der Krieg fraß. Ein verantwortlicher Steiger hätte das Flöz nicht belegt, nicht so, nicht jetzt. Aber ein verantwortlicher Steiger, der sich weigerte, einen Befehl von oben auszuführen, in diesen Jahren, war kein Steiger mehr und vielleicht kein freier Mann mehr.

August stand vor der Wahl, und es war dieselbe Wahl, vor der sein Vater gestanden hatte, nur in neuem Gewand: das Eigene gegen die anderen, die eigene Stellung, die eigene Sicherheit, die eigene Familie gegen das Leben von Menschen, die ihm anvertraut und ausgeliefert waren. Er hätte sich querstellen können. Er hätte das Flöz für unbefahrbar erklären können, hätte auf das Gas verweisen können, hätte Zeit schinden, tricksen, die Belegung hinauszögern können, mit allem Risiko für sich selbst. Oder er hätte wenigstens Tadeusz herausnehmen können, den einen, dem er sein Leben schuldete, ihn einer anderen Kolonne zuteilen, ihn nicht in das Gas schicken.

Er tat nichts davon. Er führte den Befehl aus.

Er redete es sich nicht einmal lange aus; das war das Erschreckende, wie schnell es ging, wie bei seinem Vater im Kontor. Er sah die Liste, er sah das Westfeld, er teilte die Kolonne ein, und Tadeusz' Name stand darunter, weil Tadeusz ein guter Arbeiter war und gute Arbeiter brauchte man im schwierigen Flöz, und August strich ihn nicht. Er hätte nur einen Strich machen müssen, einen einzigen, und einen anderen Namen daruntersetzen, und niemand hätte es bemerkt. Er machte den Strich nicht. Aus Angst, dass es auffiele. Aus Angst um die Stellung. Aus Feigheit, der alten, vererbten Feigheit, die das Eigene über alles stellte und sich dabei einredete, es gebe keine Wahl.

Es gab eine Wahl. Es gab immer eine Wahl. Das war die Wahrheit, die August nicht sehen wollte und die ihn den Rest seines Lebens verfolgen würde: dass er hätte anders handeln können und es nicht tat.

Die Kolonne fuhr an. August blieb oben; er hatte an diesem Tag in der Aufsicht zu tun, sagte er sich, und es war wahr, und es war ein Vorwand, beides zugleich. Gegen Mittag kam das Schlagwetter. Man spürte es zuerst als einen Druck, einen Stoß durch den ganzen Schacht, dann das Heulen der Sirene, dann die Gesichter der Männer am Füllort, grau, und das Wort, das durch die Anlage lief wie das Gas durch die Strecke: Schlagwetter im Westfeld.

Sie holten heraus, was sie herausholen konnten. Es war nicht viel. Die Feuerwalze hatte die Strecke durchlaufen, und wer darin gewesen war, hatte keine Chance gehabt. Sie trugen die Toten heraus, einen nach dem anderen, geschwärzt, verkrümmt, und legten sie auf den Hof, in einer Reihe, und August ging die Reihe ab, weil es seine Pflicht war, die Toten seines Reviers zu identifizieren, und in der Reihe lag Tadeusz.

August kniete bei ihm nieder, wie einst Marlene bei ihrem Bruder gekniet hatte, wie sein Vater bei keinem gekniet hatte, weil sein Vater den Toten nie gesehen hatte. August sah ihn. Er sah das Gesicht des Jungen, der ihm das Leben gerettet hatte und den er in den Tod geschickt hatte, einen Strich, einen einzigen Strich hätte es gekostet, ihn zu retten, und August hatte den Strich nicht gemacht. Und da, auf dem Hof, vor den anderen Toten und den lebenden Männern, übergab sich August, würgte die Galle heraus, gebeugt über den toten Tadeusz, dasselbe Erbrechen wie sein Vater nach der Streiknacht, dreißig Jahre früher, am stillen Förderturm. Der Körper wusste, was der Kopf sich ausredete. Der Körper kannte die Wahrheit und stieß sie aus, und keine Ausrede der Welt half gegen das, was der Körper wusste.

Der Riss hatte die Generation gewechselt. Was Wilhelm getan hatte, hatte August wiederholt, nicht in derselben Form, aber in derselben Wahrheit: das Eigene gerettet, indem er einen anderen sterben ließ, den, der ihm vertraut hatte, den, dem er alles schuldete. Und wie beim Vater würde es keinen Beweis geben, keine Anklage, kein Gericht; es war ja nur ein Befehl gewesen, den man ausgeführt hatte, ein Unglück, ein Krieg. Niemand würde August je dafür belangen. Nur er selbst, jede Nacht, für den Rest seines Lebens, und der tote Junge auf dem Hof, der ihn nicht mehr ansehen konnte und den August nie mehr aufhören würde zu sehen.

. . .

Kapitel 10 - Die Bomben

Der Krieg, der lange anderswo gewesen war, an Fronten, von denen nur die Namen der Gefallenen heimkamen, kam nun selbst nach Voßlohe, aus der Luft. Das Revier war ein Ziel, ein großes: die Zechen, die Kokereien, die Hochöfen, das Herz der Rüstung, und die Bomber kamen, erst einzeln, dann in Strömen, Nacht für Nacht, und legten über die Kohlenstadt ein Feuer, das heißer war als jeder Hochofen.

Die Zeche war Ziel und Zuflucht zugleich. Wenn die Sirenen heulten, liefen die Menschen zum Schacht, denn unter Tage war man sicher vor den Bomben, achthundert Meter Fels über sich, und so wurde der Berg, der so viele getötet hatte, zum Retter, und die Familien drängten sich in den Stollen, in der Tiefe, und horchten nach oben, wo die Erde bebte unter den Einschlägen, und beteten, dass der Schacht hielt.

Lena saß mit Marga und Jakob im Stollen, in einer dieser Nächte, eng zwischen anderen Familien, das Beben über sich, die Kinder an sich gedrückt, Marga zehn, Jakob sechs, und sang ihnen leise vor, um das Heulen zu übertönen, alte Lieder, die nichts mit dem Krieg zu tun hatten, und die Kinder schliefen ein an ihrer Brust, während über ihnen die Stadt brannte.

Bertha war nicht dabei.

Die alte Frau war stur geworden mit den Jahren, sturer noch, als sie immer gewesen war. Sie weigerte sich, jedes Mal in den Keller zu rennen, wenn die Sirene heulte; sie sei zu alt zum Rennen, sagte sie, und wenn es sie treffe, dann treffe es sie, sie habe genug gesehen, um

nicht mehr um jede Nacht zu betteln. In dieser einen Nacht ging sie zu spät. Die Sirene heulte, und Bertha trödelte, holte noch dies und jenes, eine Sturheit, die ihr Tod wurde, und als die Bomben kamen, war sie noch im Haus, und das Haus bekam einen Treffer, nicht voll, aber genug, und unter den Trümmern fanden sie am Morgen die alte Bertha Kortmann, geborene Sczepanek, die masurische Zuwanderertochter, die die Kolonie-Wirtschaft durch drei Kriege und zwei Inflationen und einen Verrat zusammengehalten hatte, und nun hielt sie nichts mehr zusammen.

August grub sie aus, mit eigenen Händen, zwischen zwei Schichten, denn die Förderung lief weiter, auch jetzt, gerade jetzt, Kohle für einen Krieg, der schon verloren war und es nicht zugeben wollte. Er hatte keine Zeit zu trauern. Er legte die Mutter in einen Sarg, der aus den Brettern eines anderen zerstörten Hauses gezimmert war, und begrub sie, und ging zur nächsten Schicht, und das war die Trauer, die der Krieg erlaubte: keine.

Wilhelm überlebte sie. Der alte Mann, fast siebzig nun, gebeugt, halb blind, überlebte die Frau, die alles mit ihm getragen hatte, das Einzige getragen hatte, was niemand sonst mit ihm trug. Denn Bertha war die Einzige gewesen, die wusste, oder doch fast wusste, von der Streiknacht, vom Weggehen im Dunkeln, vom Verrat, den sie nie benannt und nie verziehen und doch mitgetragen hatte ein Leben lang. Mit ihr starb die Mitwisserin, die Zeugin, die Letzte, vor der Wilhelm sich nicht hatte verstellen müssen, weil sie ohnehin alles wusste. Nun war er allein mit seinem Verrat, ganz allein, in einer brennenden Stadt, ein blinder alter Mann, der das Rad nicht mehr sehen konnte und es noch immer hörte, Tag und Nacht, das Surren der Förderung, die nicht aufhörte, auch unter den Bomben nicht.

«Sie hat es gewusst», sagte Wilhelm einmal in jenen Tagen zu August, unvermittelt, wirr vielleicht vor Alter und Trauer, und August verstand nicht, was er meinte.

«Was hat Mutter gewusst?»

Aber Wilhelm sah ihn nur an mit den halbblinden Augen, und in dem alten Gesicht arbeitete etwas, ein Satz, der heraus wollte und nicht herauskam, sechzig Jahre Schweigen, das einen Riss bekam und doch hielt. «Nichts», sagte Wilhelm schließlich. «Eine alte Frau. Sie hat alles gewusst und nichts gesagt. Wie ich. Wie wir alle.» Und er wandte sich ab, dem Fenster zu, das keine Scheibe mehr hatte, hinaus in die rauchende Stadt, und August schrieb es dem Alter zu und der Trauer und ging zur Schicht, und über der zerbombten Kolonie drehte sich das Rad, unzerstörbar, gleichgültig, und förderte die Kohle für die letzten Granaten eines verlorenen Krieges.

. . .

Kapitel 11 - Zusammenbruch

Im Frühjahr fünfundvierzig war alles zu Ende, der Krieg, das Reich, die Fahne am Förderturm, und es war ein Ende ohne Erlösung, nur Erschöpfung, Trümmer, Stille, wo das Heulen der Sirenen gewesen war. Die Amerikaner kamen, dann die Briten, die das Revier übernahmen, und die Zeche Morgenstern lag halb zerstört, teils geflutet, der Förderturm beschädigt, das Rad still, diesmal nicht aus Streik und nicht aus passivem Widerstand, sondern aus Niederlage.

Es kam die Zeit der Fragebögen und der Ausschüsse. Die Sieger wollten wissen, wer was gewesen war, wer mitgemacht hatte und wie weit, und für einen Mann wie August, der eingetreten war, der das weiße Hemd unter der Fahne getragen, der Befehle ausgeführt hatte, war das eine bedrohliche Zeit. Entnazifizierung hieß das Wort, und es entschied über Brot und Stellung und manchmal über die Freiheit. Augusts Jahre als Steiger unter dem Regime kamen auf den Tisch, seine Mitgliedschaft, seine Verantwortung, und August saß da und wusste, dass über das Schlimmste, das er getan hatte, in keinem Fragebogen stand, weil es kein Verbrechen gewesen war nach dem Buchstaben, sondern nur ein Befehl, ausgeführt, ein Unglück, ein Strich, den er nicht gemacht hatte.

Und dann kam Otto Brass zurück.

Er kam aus dem Lager, nach zwölf Jahren, und er kam als ein Schatten dessen, der er gewesen war. Sie hatten ihn nicht totgekriegt, aber sie hatten ihn fast totgekriegt; er war ausgemergelt, krank, das Gesicht von einer Magerkeit, die nie mehr ganz weichen würde, und er ging mit einem Stock. Aber die Augen waren dieselben, die nichts

mehr fürchteten, und der Geist war ungebrochen, härter noch geschmiedet im Feuer, das ihn fast verzehrt hätte. Er war einer der wenigen Roten, die wiederkamen, und er kam mit dem moralischen Gewicht dessen, der recht behalten hatte und dafür durch die Hölle gegangen war.

Die beiden Linien standen sich wieder gegenüber, nach all den Jahren. Der Sohn des Verratenen, gehärtet im KZ, mit allem moralischen Recht der Welt. Und der Enkel des Verräters, August, der Mitläufer, der Steiger unter der Fahne, der einen Zwangsarbeiter in den Tod geschickt hatte. Es war, als hätte die Geschichte die Figuren neu aufgestellt für eine letzte Abrechnung, und alle Macht lag nun bei Otto, denn Otto war jetzt einer, auf den die Sieger hörten, ein Verfolgter des Regimes, ein Zeuge, dessen Wort zählte, und August war einer, über den geurteilt wurde.

Sie begegneten sich auf der Straße, in den ersten Tagen nach Ottos Rückkehr. August sah den gebrochenen, aufrechten Mann mit dem Stock, und etwas in ihm wollte ausweichen, die Straßenseite wechseln, wegsehen, wie er immer weggesehen hatte. Aber Otto blieb stehen und sah ihn an, und August konnte nicht ausweichen.

«Kortmann», sagte Otto. «Du lebst noch.»

«Ich lebe noch», sagte August.

«Steiger geworden. Unter denen.» Otto musterte ihn, langsam, von oben bis unten, mit einem Blick, der alles wusste oder zu wissen schien. «Eure Familie hat ein Talent dafür, oben zu bleiben, egal wer unten herrscht. Mein Vater hat das auch gesagt, ganz am Ende. Die Kortmann, hat er gesagt, die schwimmen immer oben. Man muss nur wissen, auf welcher Suppe.»

August schwieg. Er wusste noch immer nicht genau, was zwischen Brass und Kortmann lag; sein Vater hatte es ihm nie

gesagt. Aber er spürte, dass dieser Mann etwas über ihn und seine Familie wusste, das er selbst nicht wusste, und dass dieser Mann nun über sein Schicksal mitentscheiden würde, vor dem Ausschuss, mit einem Wort, das zählte, während Augusts Wort nichts zählte.

«Wir sehen uns vor dem Ausschuss», sagte Otto und ging weiter, gestützt auf den Stock, und August blieb stehen und sah ihm nach und wusste, dass sein Schicksal nun in der Hand eines Mannes lag, dessen Familie die seine zerstört hatte, ohne dass August je erfahren hatte, wie, und dass die Geschichte sich anschickte, eine Rechnung zu begleichen, deren Posten er nicht einmal kannte.

. . .

Kapitel 12 - Stunde Null

Der Winter sechsendvierzig auf siebenundvierzig war kälter als der Steckrübenwinter und hungriger, und das Bitterste daran war, dass die Stadt auf der Kohle saß und fror. Denn die Kohle, die das Revier förderte, soweit es überhaupt wieder förderte, ging an die Sieger, als Reparation, abtransportiert in langen Zügen, während die Menschen, die sie hauten, in ungeheizten Stuben saßen und das Holz der zerbombten Häuser verbrannten.

So wurde die Kohle, die immer das Brot des Reviers gewesen war, zur Währung und zum Streitobjekt. Wer Kohle hatte, hatte alles; man tauschte sie gegen Brot, gegen Speck, gegen Schuhe. Und wer keine hatte, der holte sie sich, wo er konnte, und das hieß: von den Zügen. Kohlenklau nannte man es, und es war kein Verbrechen mehr, sondern eine Überlebensform; die halbe Stadt lebte davon, von der Kohle, die man den fahrenden oder stehenden Zügen entriss, mit Säcken, mit Körben, mit bloßen Händen, im Dunkeln, unter Lebensgefahr.

Marga und Jakob waren mittendrin. Marga, zwölf jetzt, war flink und furchtlos, und Jakob, acht, folgte ihr überallhin. Sie kletterten auf die stehenden Waggons, warfen die Kohle hinunter, und Lena fing sie unten im Sack, und gemeinsam schleppten sie heim, was sie ergattert hatten, und es war Diebstahl, und es war Überleben, und die Grenze dazwischen war im Winter siebenundvierzig verschwunden wie so viele Grenzen.

August war suspendiert. Bis der Ausschuss über ihn entschieden hatte, durfte er nicht als Steiger arbeiten, und so schlug er sich durch

als einfacher Hauer, wo man ihn ließ, oder als Tagelöhner beim Entrümmern, und der Abstieg, der so tief war wie sein Aufstieg hoch gewesen war, demütigte ihn und befreite ihn zugleich, auf eine seltsame Weise. Denn unten, als einfacher Mann, unter einfachen Männern, war August dem näher, was er ursprünglich gewesen war, bevor das weiße Hemd ihn von den anderen getrennt hatte, und manchmal, beim Entrümmern, im gemeinsamen Schuften, spürte er etwas von der alten Kameradschaft, die er als Steiger verloren hatte, und es tat gut und tat weh zugleich.

Lena hielt die Familie zusammen, wie Bertha einst die Familie zusammengehalten hatte; die Frauen trugen das Revier durch seine Katastrophen, während die Männer förderten oder kämpften oder vor Ausschüssen saßen. Sie tauschte, sie hamsterte, sie stand an, sie streckte das Nichts zu einer Mahlzeit, und sie tat es ohne Klage, mit der Sturheit der Überlebenden.

Eines Abends, als sie alle um den kleinen Ofen saßen, in den die geklaute Kohle wanderte, fragte Marga zum ersten Mal das, was sie schon lange beschäftigte.

«Vater», sagte sie. «Nachts redest du manchmal. Im Schlaf. Du sagst einen Namen.»

August erstarrte. «Was für einen Namen.»

«Ich versteh ihn nicht ganz. Etwas Fremdes. Und einmal hast du gesagt: Ich hätt nur einen Strich machen müssen.» Marga sah ihn an mit Lenas geradem Blick, dem Blick, der nichts vortäuschte und nichts hinnahm. «Was für ein Strich, Vater?»

August sah Lena an, und Lena sah ihn an, und zwischen ihnen ging etwas hin und her, dasselbe, was einmal zwischen Wilhelm und Bertha hin und her gegangen war, das Wissen und das Schweigen. «Schlaf, Marga», sagte August. «Es ist nichts. Alte Sachen. Der

Krieg.» Und Marga schlief nicht, sondern legte sich den Namen und den Strich beiseite, wie man Beweisstücke beiseitelegt, und Lena sah, dass die Tochter es tat, und wusste, dass das Schweigen, das die Kortmann von Generation zu Generation weitergaben, in diesem Mädchen einen Menschen gefunden hatte, der es nicht weitertragen, sondern aufbrechen würde, eines Tages, wenn die Zeit reif war. Es würde lange dauern. Aber Marga vergaß nichts, das sah man ihr an, und was sie nicht vergaß, das würde sie eines Tages ans Licht bringen.

. . .

Kapitel 13 - Vor dem Ausschuss

Der Ausschuss tagte in der Aula der Schule, die die Bomben verschont hatten, und August saß auf einem Stuhl vor dem langen Tisch, hinter dem die Männer saßen, die über ihn entscheiden würden, und es war, dachte er, eine seltsame Umkehrung: Sein Leben lang hatte er hinter dem Tisch gegessen, mit der Liste, und über andere entschieden, wer anfuhr, wer welchen Stoß bekam, wer ins gefährliche Flöz musste. Nun saß er davor, und andere hatten die Liste, und auf der Liste stand er.

Sie verlasen, was sie über ihn wussten. Eintritt in die Organisation. Beförderung zum Steiger unter dem Regime. Verantwortung für ein Revier, in dem Zwangsarbeiter eingesetzt waren. Es klang schlimm und war doch das Übliche; tausende Steiger im Revier hatten dasselbe getan, und man konnte nicht alle bestrafen, also fragte man nach dem Maß, nach dem Mehr oder Weniger, nach Zeugen, die sagten, ob einer ein Schinder gewesen war oder nur ein Mitläufer, der ausgeführt hatte, was alle ausführten.

Und dann riefen sie Otto Brass auf.

August saß da und sah Otto an den Tisch treten, gestützt auf den Stock, den Verfolgten des Regimes, dessen Wort zählte wie kein anderes, und August wusste, dass dieser Mann ihn vernichten konnte mit ein paar Sätzen. Otto musste nur sagen, was er von der Familie Kortmann hielt, musste nur den alten Verdacht aussprechen, den Verrat von fünfundzwanzig, musste nur seine moralische Autorität in die Waagschale werfen, und August wäre erledigt, nicht nur als Steiger, sondern als Mensch in dieser Stadt.

Otto sprach. Er sprach knapp, sachlich, ohne Hass, was schlimmer war als Hass, weil man Sachlichkeit nicht als Rachsucht abtun konnte. Er sagte, was er wusste: dass Kortmann Steiger gewesen sei, eingetreten, ein Mann der Aufsicht. Er sagte es nüchtern, ohne zu beschönigen und ohne zu übertreiben. Und dann, als der Vorsitzende fragte, ob August ein besonders harter, ein besonders eifriger Vertreter des Regimes gewesen sei, einer, der mehr getan habe als befohlen, da hielt Otto inne, lange, und August hielt den Atem an.

Es trat eine Zeugin vor, die August nicht kannte, eine Frau, die im Krieg im Lager gearbeitet hatte, eine der wenigen Überlebenden von dort, und sie sagte aus über die Frau Kortmann, über Lena, die Brot über den Zaun gereicht habe, heimlich, unter Lebensgefahr, Brot für die Verhungerten, und dass es im Lager bekannt gewesen sei, dass aus dem Haus Kortmann Brot komme, und dass das in jenen Jahren mehr gewesen sei als ein Stück Brot, dass es ein Zeichen gewesen sei, dass nicht alle Deutschen Bestien seien.

Otto hörte das, und es veränderte etwas in seinem Gesicht. Er hätte die Aussage der Frau übergehen können, hätte beim Belastenden bleiben können. Stattdessen sagte er, und es kostete ihn sichtlich etwas, es zu sagen: «Wenn die Frau Brot gegeben hat, dann hat sie mehr riskiert als die meisten hier im Saal. Und wenn aus einem Haus Brot kommt, dann ist in dem Haus nicht alles faul.» Er sah August an. «Ich habe gegen August Kortmann nichts in der Hand, was ihn zum Schinder machte. Er war ein Mitläufer wie hunderttausend andere. Nicht besser. Aber auch nicht schlimmer.»

Es war keine Verteidigung. Es war eine bittere Gerechtigkeit, eine Wahrheit, nicht mehr und nicht weniger, und sie reichte zum Überleben, nicht zum Freispruch. Der Ausschuss stufte August als Mitläufer ein, mit einer Geldbuße, mit einer Sperre für leitende

Posten, die nach ein paar Jahren fiel. August durfte bleiben, durfte wieder arbeiten, durfte weiterleben in Voßlohe. Sein bürgerliches Leben war gerettet, durch das Brot seiner Frau und die Wahrhaftigkeit seines Feindes.

Nach der Sitzung, auf dem Gang, trat Otto noch einmal zu ihm. Sie standen allein, der Verratenen-Sohn und der Mitläufer, und Otto sah ihn an, lange, und sagte leise, nur für August: «Ich hab heute die Wahrheit gesagt, Kortmann, nicht mehr. Die Wahrheit hat dir geholfen, diesmal. Aber verwechsel das nicht mit Vergebung. Eure Schuld nehme nicht ich euch ab. Die müsst ihr selber tragen, ihr Kortmann. Dein Vater, du, deine Kinder. Bis einer den Mut hat, sie auszusprechen.» Er stützte sich auf den Stock und ging, und August blieb auf dem Gang, überlebt, gerettet, und schwerer beladen als zuvor, denn nun wusste er, dass es eine Schuld gab, die größer war als seine eigene, eine Familienschuld, die bis zum Vater zurückreichte und weiter, und dass Otto Brass sie kannte und er, August, sie nicht, und dass er sie würde ergründen müssen, bevor er sie tragen konnte.

. . .

Kapitel 14 - Kohle ist Brot

Der Wiederaufbau begann unter Tage, denn ohne Kohle ging nichts, und so wurde das Revier wieder zum Herzen des Landes, das aus den Trümmern auferstand. Kohle ist Brot, hieß die Losung jetzt, und sie war wahrer denn je: Jede Tonne, die gefördert wurde, war ein Stück Wiederaufbau, ein Stück Zukunft, und die Bergleute, die eben noch Mitläufer oder Verfolgte oder einfach nur Überlebende gewesen waren, wurden gebraucht wie nie, und das Gebrauchtwerden gab ihnen etwas zurück, einen Sinn, einen Stolz.

Sie entwässerten die geflutete Zeche, reparierten den Förderturm, das Rad drehte sich wieder, und August fuhr wieder an, als einfacher Hauer zunächst, denn die Sperre verbot ihm den Steigerposten, und es war ihm recht so. Er hatte genug vom weißen Hemd. Er wollte vor Ort stehen, am Stoß, Mann gegen Fels, in der ehrlichen Schwere der Arbeit, die nicht log, die nichts verlangte als Kraft und keine Entscheidungen über Menschenleben. Unter Tage, am Stoß, war August fast glücklich, soweit ein Mann mit einem toten Jungen im Gewissen glücklich sein konnte.

Die Gewerkschaft wurde neu gegründet, die Industriegewerkschaft Bergbau, frei wieder, wie einmal der Alte Verband, für den Heinrich Brass gekämpft hatte. Und sie erkämpfte etwas, das es nie gegeben hatte: die Mitbestimmung, ein Wort, von dem Heinrich nur hätte träumen können, dass die Arbeiter mitreden durften in den Aufsichtsräten, dass die Gruben nicht mehr allein den Herren gehörten. Es war nicht die Revolution, von der Otto geträumt hatte, nicht die Vergesellschaftung, aber es war mehr, als das Revier

je besessen hatte, und es war, auf eine Weise, ein später, halber Siegerer, die fünfundzwanzig verloren hatten, ein Sieg, den Heinrich nicht mehr erlebte und Otto, gebrochen, mit bitterer Genugtuung sah.

In diesen Jahren des Wiederaufbaus starb Wilhelm.

Er starb hochbetagt, fast blind, im Bett, in der notdürftig geflickten Stube, und er starb langsam, über Wochen, und August saß bei ihm, so oft er konnte, zwischen den Schichten. Der alte Mann redete viel in diesen letzten Wochen, wirt oft, von Dingen, die lange her waren, von Bertha, vom Streik, von Namen, die August nicht kannte. Und einmal, ganz klar plötzlich, in einem hellen Moment, griff Wilhelm nach Augusts Hand und sagte: «August. Es gibt etwas, das du wissen musst. Über mich. Über das Haus. Wie ich Steiger geworden bin, damals. Es war nicht—»

Und dann verließ ihn die Kraft, oder der Mut, oder beides, und der helle Moment ging vorüber, und Wilhelm sank zurück und sagte: «Es war nicht recht. Vieles war nicht recht.» Und mehr kam nicht. Der Satz, den er sechzig Jahre nicht gesagt hatte, blieb auch jetzt unvollendet, am Rand des Todes, wie er am Schachtrand unvollendet geblieben war, als August zum ersten Mal anfuhr. Wilhelm Kortmann starb mit seinem Verrat, fast ganz, wie Marlene Aregger einmal in einem anderen Tal mit dem ihren sterben würde, und nahm das Wesentliche mit, und ließ nur den Riss zurück, ungenannt, vererbt.

August begrub den Vater neben der Mutter, und am Grab dachte er an Wilhelms letzte Worte, es war nicht recht, vieles war nicht recht, und er verstand sie nicht ganz und ahnte doch, dass sie auf etwas zielten, das größer war als das Übliche, das jeder Alte am Ende bereut. Und er erbte, ohne es zu wissen, das Schweigen des Vaters, vollständig; er legte es über die eigenen Kinder, wie Wilhelm es über

ihn gelegt hatte, nicht aus Bosheit, sondern weil er es nicht anders kannte, weil das Schweigen die Muttersprache der Kortmann war, vererbt von Geschlecht zu Geschlecht, und nur Marga, die nichts vergaß, die nachts den Vater von einem Strich hatte reden hören, nur Marga trug schon den Keim dessen in sich, was das Schweigen eines Tages brechen würde.

. . .

Kapitel 15 - Marga unter den Männern

Marga war vierzehn, als der Krieg vier Jahre vorbei war, und sie war anders als die anderen Mädchen der Kolonie, und das wussten alle, und nicht allen gefiel es. Sie war klug, klüger als ihr Bruder, klüger als die meisten Jungen, und sie war neugierig auf eine Weise, die man bei Mädchen nicht gern sah. Sie wollte wissen. Wie die Dinge zusammenhingen, warum es war, wie es war, was hinter den Worten lag und unter dem Schweigen, das ihr Vaterhaus erfüllte.

Vor allem wollte sie hinunter. Das war das Unmögliche an Marga: dass sie, ein Mädchen, zum Berg drängte wie ihr Bruder, wie ihr Vater, wie alle Männer der Familie. Sie hing am Förderturm herum, wie August als Junge daran gehangen hatte, kannte die Schichtzeiten, löcherte die Hauer mit Fragen über das, was unten geschah, über die Flöze, die Strecken, den alten Mann. Aber für Marga gab es keinen Korb. Frauen fuhren nicht an. Das war Gesetz, altes, eisernes Gesetz, so alt wie der Bergbau selbst: Eine Frau im Schacht bringt Unglück, hieß es, und ob man das glaubte oder nicht, das Gesetz galt, und Marga stand am Zechentor, das sie nie würde durchschreiten dürfen, und sah die Männer anfahren und ausfahren, und in ihr brannte ein Zorn, der nie ganz verging.

«Warum darf ich nicht», fragte sie die Mutter. «Jakob darf, und der ist jünger und dümmer.»

«Weil du ein Mädchen bist», sagte Lena.

«Das ist kein Grund. Das ist nur, wie es ist.»

Lena sah ihre Tochter an, und in ihrem Blick lag Stolz und Sorge zugleich. «Du hast recht», sagte sie, was Mütter selten sagten. «Es ist

kein Grund. Es ist nur, wie es ist. Und es wird sich nicht ändern, solange du lebst, Marga. Du wirst nie anfahren. Aber» – und sie legte der Tochter die Hand auf die Schulter – «vielleicht ist das nicht das Schlimmste. Die da unten sehen den Berg. Du, von oben, du siehst alles andere. Du siehst, wer anfährt und wer nicht, wer welches Hemd trägt, wer wem nicht in die Augen schaut. Manchmal sieht der, der draußen steht, mehr als der, der drin ist.»

Es war ein Trost und es war wahr, und Marga merkte es sich, wie sie sich alles merkte. Sie blieb draußen, vor dem Tor, und sie sah. Sie sah die Feindschaft zwischen den Familien, das Sich-nicht-Grüßen am Sonntag, die kalten Blicke. Sie sah, dass die Brass die Kortmann nicht grüßten, und sie fragte sich, warum, und niemand sagte es ihr, und das Nichtgesagte reizte sie mehr als jede Auskunft. Sie sah ihren Vater nachts reden, von einem Strich, von einem fremden Namen. Sie sah ihren Großvater sterben mit einem unvollendeten Satz. Sie sammelte das alles, legte es beiseite, Beweisstück um Beweisstück, in der Geduld dessen, der weiß, dass die Zeit kommen wird, in der die Stücke ein Bild ergeben.

Jakob dagegen fragte nichts. Jakob, jetzt elf, wollte nur eines: hinunter, Hauer werden, wie der Vater, wie der Großvater. Er war kein Grübler; er war ein Macher, kräftig, treu, geradeheraus, und für ihn war die Welt einfach, weil er sie einfach haben wollte. Die alte Familiengeschichte interessierte ihn nicht; was vorbei war, war vorbei. Er würde der pflichttreue Sohn werden, der die Tradition fortsetzte, der anfuhr, ein guter Kumpel war, und der mit dem Schweigen lebte, ohne je daran zu rühren, weil Rühren nichts brachte und nur wehtat.

So teilten sich die Geschwister die Erbschaft des Schweigens auf zwei Arten auf, wie sich die Erbschaften in dieser Familie immer

aufteilen: Der eine, Jakob, würde es weitertragen, unangetastet, in den Berg, in die Pflicht, in die gelebte Kameradschaft, die nicht fragte. Die andere, Marga, würde es eines Tages aufbrechen, weil sie nicht anders konnte, weil sie nichts vergaß, weil sie von draußen alles sah. Und zwischen den beiden, dem Bewahrer und der Aufbrecherin, würde sich entscheiden, was aus dem Riss wurde, den ein Großvater vor einem halben Jahrhundert in einer warmen Nacht im Kontor gelegt hatte.

. . .

Kapitel 16 - Währungsschnitt

Im Juni achtundvierzig kam das neue Geld, über Nacht, wie damals die Rentenmark nach der Inflation, ein neuer Anfang aus dem Nichts. Jeder bekam vierzig Mark, Kopfgeld, gleich viel für alle, für den Hauer wie für den Direktor, und am Tag darauf waren die Schaufenster voll, die monatelang leer gewesen waren, voll mit Waren, die es plötzlich wieder gab, als hätte man sie nur zurückgehalten auf diesen Tag. Es war ein Wunder und ein Betrug zugleich, denn das alte Geld, das die Leute mühsam gespart hatten, war mit einem Federstrich fast nichts mehr wert, und wer Sachwerte gehabt hatte, der gewann, und wer gespart hatte, der verlor, wie immer.

Für August war es ein zweiter Anfang, und er nahm ihn, wie man in seinem Alter einen Anfang nimmt: müde, ohne große Hoffnung, aber entschlossen, das Beste daraus zu machen für die Kinder. Die Sperre würde bald fallen, er würde wieder Steiger werden können, wenn er wollte, und der Wohlstand, der kommen würde, das ahnte man schon, das Wirtschaftswunder, von dem die Zeitungen schrieben, würde auch Voßlohe erreichen, würde die Wunden des Krieges überwachsen mit neuem Wohlstand, neuen Häusern, neuen Autos.

Aber August war früh gealtert. Der tote Junge im Westfeld hatte ihm Jahre genommen, die kein Wirtschaftswunder zurückgab. Er fuhr noch an, stand noch am Stoß, aber die Lunge wurde schlechter, der Staub forderte seinen Tribut, und manchmal, wenn er nachts wach lag und hustete, dachte er an Tadeusz und an den Strich, den er

nicht gemacht hatte, und an die Worte Ottos auf dem Gang: Eure Schuld nehme nicht ich euch ab.

An einem Abend in jenem Sommer ging August allein hinunter, ein letztes Mal in eine Strecke, die sie aufgeben wollten, ausgekohlt, zum Versiegeln bestimmt. Es war nicht seine Aufgabe; er ging aus einem Drang, den er sich nicht erklärte. Er stand vor der Stelle, die man zumauern würde, vor dem dunklen Loch, hinter dem der alte Mann lag, das ausgekohlte, verlassene Revier, das man dem Berg zurückgab, und er stand davor, wie sein Vater einmal davor gestanden hatte, ohne dass August das wusste, denn der Vater hatte es ihm nie erzählt.

Und August dachte: Hier könnte ich es lassen. Den toten Jungen, die Schuld, den Strich. Hier, hinter der Mauer, im Dunkeln, dem Berg zurückgeben. Aber er wusste, dass es nicht ging. Der alte Mann im Berg ließ sich versiegeln. Der alte Mann im Menschen nicht. Der lebte, hinter seiner Mauer, und drückte, und das Wasser stieg.

Am nächsten Tag, als Marga ihm das Essen brachte, August saß auf der Hausbank in der Abendsonne, da sah er die Tochter an, die vierzehnjährige, die nichts vergaß, und etwas in ihm wollte sprechen. Er fühlte, dass sie die Einzige war, die es eines Tages tragen könnte, nicht weil sie stärker war, sondern weil sie hinsah, weil sie fragte, weil das Schweigen sie nicht erstickte wie die anderen.

«Marga», sagte er. «Du hast mich gefragt, von einem Strich. Im Schlaf.»

Sie wurde ganz still und setzte sich neben ihn.

«Es gab einen Jungen», sagte August. «Im Krieg. Unter Tage. Einer, der mir das Leben gerettet hat. Und ich hab ihn—» Er stockte. Die Sonne stand tief über den Dächern der Kolonie, und das Rad drehte sich, und August spürte, wie der Satz in ihm hochstieg, der

ganze Satz diesmal, die Wahrheit über den Strich, über das Westfeld, über das Wegsehen, das zur Tat geworden war. Und dahinter, dunkler, älter, ahnungsweise, die andere Wahrheit, die er selbst nicht ganz kannte, die Wahrheit über den Vater, über das Haus, über die Schuld, die weiter zurückreichte als sein eigenes Versagen.

«Ich hab—», sagte er noch einmal, und dann brach er ab. Es war zu groß. Es war zu schwer. Und Marga war zu jung, sagte er sich, vierzehn, ein Kind noch, man durfte einem Kind nicht so etwas aufladen. Es war ein Vorwand, und ein Teil von ihm wusste es, der alte Kortmann-Vorwand, das Schwere lieber vergraben als aussprechen.

«Ach, nichts», sagte August. «Alte Sachen. Der Krieg. Iss, das Essen wird kalt.»

Marga sah ihn an, lange, mit Lenas geradem Blick, und sie ließ es. Aber sie ließ es nicht fallen; sie legte es zu den anderen Stücken, dem abgebrochenen Satz des Vaters zu dem abgebrochenen Satz des Großvaters, und in ihr fügte sich langsam, über die Jahre, ein Bild, das noch unvollständig war und das sie eines Tages vollenden würde. Über der Kolonie ging die Sonne unter, das Wirtschaftswunder begann, der Wohlstand würde kommen, und tief im Berg, hinter zwei zugemauerten Strecken, hinter dem alten Mann der ersten und der zweiten Generation, stieg langsam das Wasser, geduldig, und wartete auf eine Zeit, in der jemand den Mut hätte, die Mauern zu öffnen.

DRITTER BAND

Abkehr

Voßlohe, 1962-1989

. . .

Kapitel 1 - Abkehr

Im Jahr zweiundsechzig sah Voßlohe aus wie der Wohlstand selbst. Die Kriegswunden waren überwachsen, die Trümmer abgeräumt oder bebaut, in den Schaufenstern stapelten sich die Waren, vor den Häusern standen die ersten Autos, und die Kolonie, einst grau und arm, war freundlicher geworden, gestrichen, mit richtigen Bädern jetzt statt des Plumpsklos im Hof. Das Wirtschaftswunder hatte das Revier erreicht, und wer die Hungerwinter erlebt hatte, der traute dem Frieden kaum, der so plötzlich gekommen war und so satt.

Aber unter dem Wohlstand begann schon der Boden zu wanken, und die es wussten, sprachen es noch nicht aus. Das billige Öl kam, aus Arabien, aus Texas, in Tankern, und es war billiger als die Kohle, die man dem Ruhrberg in achthundert Metern Tiefe abrang, mit Menschenkraft und Menschenlungen. Heizöl statt Kohle, Öl in den Kraftwerken, Öl in den Fabriken. Die ersten Zechen im Revier meldeten Verluste, die ersten sprachen von Schließung, und das Wort, das August als Junge nie gehört hatte, ging um: Kohlekrise. Dass die Kohle, die ewig schien, die das Revier geschaffen und ernährt und beherrscht hatte, selbst zu Ende gehen könnte, nicht im Berg, sondern auf dem Markt, das war ein Gedanke, den die Menschen von Voßlohe nicht zu denken wagten, und sie dachten ihn doch, nachts, wenn das Rad sich drehte und sie nicht wussten, wie lange noch.

Marga war jetzt achtundzwanzig, verheiratet mit einem Mann, der bei der Post war, und sie arbeitete im Lohnbüro der Zeche Morgenstern. Es war das Nächste, das eine Frau dem Berg kommen

konnte: nicht hinunter, niemals hinunter, aber in die Verwaltung, an die Zahlen, an die Listen, in das Gedächtnis der Zeche aus Papier. Marga führte die Lohnabrechnungen, und sie war gut darin, genau, schnell, und sie sah, wie ihre Mutter es vorausgesagt hatte, von ihrem Platz aus mehr als mancher, der unten war: Sie sah die Zahlen der ganzen Zeche, sah, wie die Förderkosten stiegen und der Kohlepreis fiel, sah die Schere, die sich öffnete, und sie verstand früher als die meisten, dass diese Schere sich nicht mehr schließen würde.

Jakob war vierundzwanzig, ledig, Hauer auf Morgenstern, wie der Vater, wie der Großvater. Er war ein guter Kumpel, beliebt, kräftig, geradeheraus, einer, auf den man sich verlassen konnte vor Ort und in der Bude. Er dachte nicht an Kohlekrise und Schere; er dachte an die nächste Schicht, an das Mädchen, das er heiraten wollte, an das Motorrad, das er sich kaufen würde. Für Jakob war die Zeche ewig, weil sie immer da gewesen war, und ein Mann denkt nicht über das Ende dessen nach, was immer da gewesen ist.

August, vierundfünfzig jetzt und älter aussehend, fuhr nicht mehr an. Die Lunge ließ es nicht mehr zu; die Staublunge, die Berufskrankheit, die jeden alten Hauer früher oder später holte, hatte ihn am Wickel, und er saß die Tage auf der Hausbank, hustete, und sah dem Förderturm zu, dessen Rad sich drehte, sein Leben lang hatte es sich gedreht, und er spürte, mit der Sicherheit des Sterbenden, dass es nicht mehr lange laufen würde, nicht für ihn und nicht für die Zeche.

«Abkehr», sagte August einmal, als ein junger Hauer aus der Nachbarschaft die Zeche verließ, gekündigt, mit einer Abfindung, einer Abkehrprämie, wie man es nannte, wenn einer dem Bergbau den Rücken kehrte. «Früher hieß Abkehr, dass einer geht, weil er was Besseres gefunden hat. Heute heißt es, dass die Zeche ihn nicht mehr

braucht.» Er hustete. «Bald kehren sie alle ab. Nicht weil sie wollen. Weil man sie geht.» Und er sah Marga an, die ihm das Essen brachte, und Jakob, der von der Schicht kam, und dachte, dass seine Kinder das Ende erleben würden, das Ende der Kohle, das Ende der Welt, in die sie hineingeboren waren, und dass niemand sie darauf vorbereitet hatte, weil niemand geglaubt hatte, dass diese Welt enden könnte.

. . .

Kapitel 2 - Die Angeworbenen

Sie kamen vierundsechzig, mit dem Zug, aus Anatolien, junge Männer mit Pappkoffern und Adressen auf Zetteln, angeworben über ein Abkommen zwischen zwei Regierungen, von denen die eine Arbeiter brauchte und die andere Arbeit. Das Revier brauchte Hauer, denn die deutschen Jungen wollten nicht mehr hinunter; sie hatten andere Wege jetzt, im Wirtschaftswunder, Wege über Tage, in saubere Berufe, und so holte man die, die noch hinunterwollten oder mussten, aus der Türkei, aus Anatolien, vom anderen Ende einer Welt, die sie nie gesehen hatten.

Hasan Yıldız war einer von ihnen, sechsundzwanzig, aus einem Dorf bei Kayseri, wo es Steine gab und Ziegen und keine Arbeit. Er kam mit dem Vorsatz, drei Jahre zu bleiben, Geld zu verdienen, zurückzukehren und ein Haus zu bauen, und er fuhr ein auf Morgenstern, in denselben Schacht, in den Wilhelm und August eingefahren waren, in dieselbe Tiefe, in dasselbe Dunkel, und der Berg fragte nicht, woher einer kam.

Jakob bekam ihn an den Stoß. Es war Zufall, oder es war keiner; man teilte die Neuen den erfahrenen Hauern zu, und Jakob war erfahren und galt als verträglich, einer, der keinen Ärger machte. Am Anfang war es schwierig; Hasan sprach kaum Deutsch, kannte den Berg nicht, und Jakob musste ihm alles zeigen, mit Händen und Füßen, und es ging langsam, und mancher andere Hauer hätte geflucht über den Ausländer, der ihn aufhielt. Aber unter Tage, das lernte Hasan schnell und Jakob hatte es nie anders gekannt, zählte nur eines: ob einer den Stoß hielt, ob man sich auf ihn verlassen

konnte, ob er da war, wenn das Hangende kam. Und Hasan war da. Er war ein guter Arbeiter, mutig, verlässlich, und nach ein paar Wochen war aus dem Ausländer ein Kumpel geworden, im alten, harten Sinn des Wortes, einer, dem Jakob den Rücken anvertraute und der Jakob den seinen anvertraute, und das war mehr als jede Freundschaft über Tage.

Über Tage war es anders. Über Tage waren die Türken die Fremden, die anders aßen, anders beteten, anders aussahen, und nicht alle in der Kolonie waren freundlich. Es gab Misstrauen, Gerüchte, manchmal offene Feindseligkeit. Die Wohnungen waren knapp, und dass nun Fremde kamen und auch Wohnungen brauchten, das gefiel nicht jedem. Man hörte Sätze, die man im Krieg gehört hatte, über die, die anders waren, und manche, die einst selbst als masurische oder polnische Zuwanderer ins Revier gekommen waren, deren Großväter Sczepanek und Wójcik geheißen hatten, sagten nun über die Türken, was man einst über ihre eigenen Großväter gesagt hatte, und merkten die Ironie nicht.

Hasan plante die Rückkehr, jedes Jahr aufs Neue. Noch ein Jahr, sagte er, dann das Haus, dann zurück. Aber dann holte er die Frau nach, und dann kamen die Kinder, deutsche Kinder fast schon, die im Hof der Kolonie Ruhrdeutsch lernten, und mit jedem Jahr wurde die Rückkehr ferner, ein Traum, den man pflegte, um das Bleiben zu ertragen, und Hasan blieb, wie so viele blieben, in einem Land, das sie gerufen und nicht erwartet hatte, dass sie blieben.

Marga sah die Neuen kommen, von ihrem Platz im Lohnbüro, wo nun auch die fremden Namen in die Listen wanderten, Yıldız, Öztürk, Kaya, neben den alten Namen, Kortmann, Schäfer, Imhof. Und sie sah etwas, das sie nachdenklich machte: dass unter Tage eine Solidarität lebte, die keine Grenzen kannte, keine der Sprache, keine

des Glaubens, keine des Passes. Der Kumpel war der Kumpel, türkisch oder deutsch, weil der Berg alle gleich machte, weil das Hangende nicht fragte, wen es erschlug. Und sie dachte an die Geschichte ihrer eigenen Familie, an die Feindschaft mit den Brass, an das Schweigen ihres Vaters, an den Strich, von dem er geredet hatte, und sie ahnte, ohne es schon zu wissen, dass irgendwo in dieser Familiengeschichte genau diese Solidarität verraten worden war, die hier, unter Tage, zwischen Jakob und Hasan, wieder lebte, als wäre nie etwas geschehen.

. . .

Kapitel 3 - Zechensterben

Es starb nicht mit einem Schlag, das Revier. Es starb Zeche um Zeche, über Jahre, ein langes Sterben, und jede geschlossene Zeche war ein Stück Tod, der näher rückte an Morgenstern, an Voßlohe, an die Kortmann.

Zuerst waren es die kleinen, die unrentablen, die alten. Dann größere. Die Schächte wurden verfüllt, die Fördertürme gesprengt oder verkauft, die Belegschaften aufgelöst, mit Abkehrprämien abgefunden, umgeschult, wenn es ging, oder in den Vorruhestand geschickt, wenn sie alt genug waren. Ganze Kolonien standen plötzlich an einer Zeche, die nicht mehr förderte, und die Menschen, die ein Leben lang gewusst hatten, wer sie waren, weil sie Bergleute waren, wussten es auf einmal nicht mehr.

Sechshundsechzig gründete man die Ruhrkohle AG, die RAG, in die man fast alle Zechen des Reviers zusammenfasste, ein einziges großes Unternehmen, das den geordneten Rückzug organisieren sollte, das Sterben verwalten, sozialverträglich, wie man sagte, ein Wort, das die Härte mildern sollte und sie nur benannte. Die alte Eigenständigkeit der Zeche Morgenstern endete; sie war nun ein Teil eines Konzerns, eine Nummer, eine Bilanzzeile, und Bilanzzeilen, das wusste Marga vom Lohnbüro her, wurden gestrichen, wenn sie rot waren.

Jakob und Hasan bangten um die Schicht, wie alle bangten. Noch fuhr Morgenstern, noch förderte man, aber jeder wusste, dass es ein Aufschub war, kein Bestand. Familien zogen weg, dorthin, wo es noch Arbeit gab, oder in die neuen Industrien, die man ins Revier zu

locken versuchte, mit mäßigem Erfolg. Die Jungen gingen zuerst; die Alten blieben, weil sie nirgendwo anders hinkonnten, und hingen an einer Zeche, die sie nicht mehr brauchte, wie man an einem Sterbenden hängt, von dem man weiß, dass er geht, und den man doch nicht loslassen kann.

August erlebte den Anfang dieses Sterbens und begriff es tiefer als die Jüngeren, weil er die ganze Welt erlebt hatte, die nun zu Ende ging. Er hatte drei Kriege überdauert, zwei Inflationen, die Diktatur, den Zusammenbruch, und immer war die Kohle geblieben, der Berg, das Rad, die eine Gewissheit unter allen Katastrophen. Dass nun die Kohle selbst zu Ende ging, dass das Ewige endlich war, das traf ihn tiefer als alles andere, denn es nahm dem, was er gelitten und getan hatte, den Sinn. Er hatte einen Jungen in den Tod geschickt für die Förderung, für die Kohle, für die Zahl. Und nun war die Zahl nichts mehr wert, die Förderung am Ende, die Kohle ein Auslaufmodell. Wofür dann der Tod des Jungen? Wofür der Verrat, von dem er ahnte, dass es ihn gab, weiter zurück, beim Vater? Alles, worauf die Familie gebaut hatte, der ganze Riss, alles war begangen worden für etwas, das nun verschwand, und das war die letzte Bitterkeit: dass die Schuld blieb und das, wofür man sie auf sich geladen hatte, verging.

«Es war alles umsonst», sagte August einmal zu Marga, hustend, auf der Hausbank. «Verstehst du? Die ganze Schinderei. Wofür haben wir das gemacht. Für die Kohle. Und jetzt will keiner mehr die Kohle.»

«Nicht alles war umsonst», sagte Marga. «Ihr habt gelebt. Ihr habt uns großgezogen.»

«Ja.» August sah hinüber zum Förderturm. «Aber manches haben wir getan, das nicht hätte sein müssen. Für die Kohle. Und die Kohle vergeht, und das, was wir getan haben, das vergeht nicht.» Er hustete

lange. «Das bleibt, Marga. Das ist das Einzige, was bleibt.»

Marga hörte zu und legte es zu den anderen Stücken, dem Strich, dem Namen, dem Schweigen, und sie spürte, dass der Vater nahe daran war, etwas zu sagen, das ganze, und dass die Zeit dafür knapp wurde, so knapp wie die Zeit der Zeche, und dass sie bald würde fragen müssen, ehe es zu spät war, ehe beide schwiegen, der Vater im Tod und die Zeche im Verfall.

. . .

Kapitel 4 - Die Liste

Es geschah bei einer Arbeit, die niemand gern tat: dem Sichten der alten Bestände. Die RAG ließ die Archive der zusammengelegten Zechen ordnen, Platz schaffen, Altes aussondern, und weil Marga im Lohnbüro saß und genau war und sich auskannte in den alten Papieren, gab man ihr die Aufgabe, die Bestände der Zeche Morgenstern durchzusehen, das Gedächtnis aus Papier, das bis ins vorige Jahrhundert zurückreichte.

Es war staubige, einsame Arbeit, in einem Kellerraum unter der Lohnhalle, zwischen Regalen voller Akten, Lohnbücher, Förderlisten, Protokolle. Marga las sich fest. Sie war neugierig, sie war immer neugierig gewesen, und hier war das ganze Leben der Zeche aufgeschrieben, Generation um Generation, und sie blätterte und las und fand die Namen ihrer Familie, Wilhelm Kortmann, August Kortmann, Lohnzeile um Lohnzeile, ein Leben in Zahlen.

Und dann fand sie die Listen von neunzehnhundertfünf.

Es waren die Akten des großen Streiks, die man aus irgendeinem Grund aufbewahrt hatte, vielleicht weil niemand sie je wieder angesehen hatte. Streikprotokolle, Korrespondenz der Direktion, und darunter eine Mappe mit der Aufschrift «Maßregelungen». Marga öffnete sie. Es war eine Liste von Namen, Männer, die nach dem Streik entlassen worden waren, gemäßregelt, revierweit gesperrt, und neben jedem Namen ein Vermerk: Rädelsführer, Wortführer, Aufwiegler.

Und ganz oben auf der Liste stand: Heinrich Brass.

Marga las den Namen, und etwas zog sich in ihr zusammen. Brass. Die Feindschaft, das Sich-nicht-Grüßen, die alte Geschichte, von der niemand sprach. Hier war ein Brass, gemäßregelt, neunzehnhundertfünf, und sie las weiter, und auf einem beiliegenden Blatt, einem internen Vermerk der Direktion, in der gestochenen Handschrift eines Kontoristen, stand der Satz, der Margas Leben veränderte: dass die Namen der Rädelsführer «von verlässlicher Seite aus der Belegschaft» zugetragen worden seien, und dass dem Informanten, «einem fähigen Hauer», zur Belohnung «die Anwartschaft auf eine Steigerstelle» zugesagt worden sei.

Marga saß ganz still in dem staubigen Keller. Ein fähiger Hauer. Eine Steigerstelle, zur Belohnung. Neunzehnhundertfünf. Und ihr Großvater Wilhelm Kortmann war Steiger geworden, genau in jenen Jahren, der dünne Junge ohne Vater, von dem die Familie immer erzählt hatte, er habe es durch Fleiß geschafft. Sie suchte weiter, mit zitternden Händen, und fand es: ein zweites Blatt, eine Notiz, ein Kürzel, eine Hand, und das Kürzel war «W. K.», und das Datum passte, und das Beförderungsdatum Wilhelm Kortmanns, das sie aus den Lohnbüchern kannte, lag drei Monate nach der Maßregelung des Heinrich Brass.

Es gab keinen Beweis im strengen Sinn, keine Unterschrift, kein Geständnis. Aber es gab genug. Es gab mehr als genug für einen Menschen, der nichts vergaß, der nachts den Vater von einem Strich hatte reden hören, der das Sich-nicht-Grüßen der Brass ein Leben lang gespürt hatte. Die Stücke fügten sich, mit einem Mal, das Bild, an dem Marga seit ihrer Kindheit gesammelt hatte, wurde vollständig: Ihr Großvater hatte im Streik die Solidarität gebrochen, hatte Heinrich Brass verraten, hatte dafür den Aufstieg bekommen, und auf diesem Verrat stand alles, das Haus, der bescheidene

Wohlstand, Margas eigene gesicherte Kindheit, ihr Platz im Lohnbüro, alles.

Sie hielt die Liste in den Händen, lange, in dem staubigen Keller unter der sterbenden Zeche. Sie nahm sie nicht mit; das wäre Diebstahl gewesen, und Marga stahl nicht. Aber sie legte sie auch nicht einfach zurück in die Mappe, zum Aussondern, zum Vergessen. Sie wusste, in diesem Moment, dass sie etwas mit dieser Liste anfangen musste, dass sie nicht würde schweigen können wie ihr Vater und ihr Großvater, dass das Schweigen, das die Kortmann von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben hatten, bei ihr enden würde, weil sie nicht anders konnte, weil sie nichts vergaß und nun, endlich, alles wusste.

. . .

Kapitel 5 - Ruth Brass

Marga brauchte Wochen, bis sie den Mut fand, und sie wusste lange nicht einmal, was sie eigentlich tun wollte. Anklagen? Es gab niemanden mehr anzuklagen; Wilhelm war tot, Heinrich war tot, der Streik war über sechzig Jahre her. Wiedergutmachen? Was konnte man wiedergutmachen an einem Toten? Aber das Schweigen einfach fortsetzen, die Liste zurücklegen und vergessen, wie ihr Vater und ihr Großvater geschwiegen hatten, das konnte sie auch nicht. Also tat sie das Einzige, was ihr richtig schien: Sie suchte die Brass.

Es war nicht schwer, sie zu finden. Otto Brass war vor ein paar Jahren gestorben, alt, verbittert, geehrt von der Partei und von der Gewerkschaft als Verfolgter des Regimes, aber er hatte Nachkommen, und eine davon war Ruth, seine Enkelin, eine Frau Mitte dreißig, Lehrerin an der Realschule und aktiv in der Gewerkschaft, eine, die den Namen Brass mit Stolz trug und die Familiengeschichte kannte, oder das, was die Familie sich erzählte.

Marga schrieb ihr einen Brief, sachlich, knapp, dass sie etwas gefunden habe im Archiv der Zeche, das die Familie Brass betreffe, aus dem Jahr neunzehnhundertfünf, und ob man sich treffen könne. Ruth antwortete, kühl, knapp, dass sie sich treffen könne, und sie trafen sich in einem Café in der Stadt, zwei Frauen, deren Familien sich seit drei Generationen nicht grüßten und die nun an einem Tisch saßen, steif, voller alter Kälte.

«Sie sind eine Kortmann», sagte Ruth, als sie sich setzte, und es war keine Begrüßung, es war eine Feststellung, fast ein Vorwurf.

«Geborene Kortmann. Ja.»

«Dann wissen Sie, dass unsere Familien sich nichts zu sagen haben.»

«Ich weiß, dass sie sich seit Generationen nichts sagen», erwiderte Marga. «Ich weiß nicht, ob sie sich nichts zu sagen haben. Das ist ein Unterschied.»

Ruth sah sie an, überrascht von der Klarheit. «Was wollen Sie, Frau Kortmann?»

Marga legte die Abschrift auf den Tisch, die sie sich gemacht hatte, Wort für Wort, von der Maßregelungsliste und dem Vermerk und der Notiz mit dem Kürzel W. K. Sie hatte nichts mitgenommen aus dem Archiv, aber sie hatte alles abgeschrieben, und sie schob es Ruth hin und sagte: «Lesen Sie.»

Ruth las. Marga sah ihr beim Lesen zu, sah, wie sich das Gesicht der anderen Frau veränderte, von der Kühle zur Anspannung zur Erschütterung. Ruth kannte die Familienlegende: dass der Urgroßvater Heinrich im großen Streik gemäßregelt worden sei, verraten von einem aus den eigenen Reihen, und dass die Familie nie wieder hochgekommen sei, und dass der Verräter ein Kortmann gewesen sein solle. Aber es war eine Legende gewesen, eine Erzählung, die man weitergab, ohne sie beweisen zu können, eine Wunde ohne Beleg. Und nun lag der Beleg vor ihr, schwarz auf weiß, abgeschrieben aus dem Archiv der Zeche, von einer Kortmann.

«Warum», sagte Ruth schließlich, und ihre Stimme war nicht mehr kühl, «warum bringen Sie mir das? Eine Kortmann. Warum graben Sie das aus, was Ihre eigene Familie belastet?»

«Weil es wahr ist», sagte Marga. «Und weil in meiner Familie seit drei Generationen geschwiegen wird. Mein Großvater hat geschwiegen. Mein Vater schweigt, er liegt im Sterben und schweigt. Und ich kann nicht mehr schweigen. Ich weiß nicht, was richtig ist,

Frau Brass. Ich weiß nicht, was man mit so etwas macht. Aber ich weiß, dass ich es nicht zurücklegen und vergessen kann. Das wäre das Vierte. Vier Generationen Schweigen. Und irgendwann muss einer den Mund aufmachen.»

Ruth saß da, die Abschrift in der Hand, und in ihrem Gesicht kämpften viele Dinge: der alte Hass, der nun einen Beweis hatte und sich austoben durfte; die Erschütterung, dass die Legende wahr war; und etwas anderes, Unerwartetes, ein widerwilliger Respekt für die Frau ihr gegenüber, die Verräter-Enkelin, die gekommen war, um die Schuld der eigenen Familie ans Licht zu bringen.

«Was wollen Sie tun», fragte Ruth.

«Ich weiß es nicht», sagte Marga ehrlich. «Darum bin ich hier. Es betrifft Sie so sehr wie mich. Vielleicht mehr. Ich wollte es nicht über Ihren Kopf hinweg entscheiden. Es ist die Geschichte Ihres Urgroßvaters. Sie sollen mitreden, was damit geschieht.»

Und das, dachte Ruth, das hatte noch nie ein Kortmann getan: einen Brass mitreden lassen. Sie steckte die Abschrift ein, langsam, und sagte: «Ich muss darüber nachdenken.» Und sie gingen auseinander, die beiden Frauen, ohne Versöhnung, ohne Feindschaft, mit einer geteilten Last, die zwischen ihnen lag wie die Liste auf dem Tisch, und keine von beiden wusste, ob daraus Krieg werden würde oder Frieden, aber beide wussten, dass das Schweigen vorbei war.

. . . .

Kapitel 6 - Jakob unter Tage

Während Marga oben mit der Vergangenheit rang, lebte Jakob unten die Gegenwart, und die Gegenwart war ein Wassereinbruch im Ostfeld.

Es kam ohne Vorwarnung, wie das Wasser oft kommt: ein altes, vergessenes Standwasser hinter einer dünnen Schicht Gestein, und als sie das Flöz anhauten, brach es durch, eine schwarze, kalte Flut, die in die Strecke schoss und alles mitriss. Jakob und Hasan waren am weitesten vorn, am Stoß, und das Wasser kam zwischen ihnen und dem Rückweg, stieg schnell, und für einen Moment war da nur Panik, das Urteil des Berges, das Ertrinken im Dunkeln, achthundert Meter unter der Sonne.

Aber sie verloren den Kopf nicht, keiner von beiden. Hasan kannte einen alten Wetterüberhau, einen Querschlag nach oben, von dem die Karten nichts mehr sagten, den er aber bei einer früheren Schicht entdeckt hatte, und er zog Jakob mit, durch das steigende Wasser, hinauf in den Überhau, und sie kletterten, im Dunkeln, das Wasser unter sich, bis sie eine höhere Sohle erreichten und in Sicherheit waren. Ohne Hasans Wissen um den vergessenen Überhau wäre Jakob ertrunken. Ohne Jakobs Kraft, der den schmaleren Hasan an den schwierigen Stellen stützte, wäre Hasan nicht hinaufgekommen. Sie retteten einander, abwechselnd, im Dunkeln, und kamen lebend heraus, und in der Kaue, als sie das Wasser von der Haut wuschen, sahen sie einander an und lachten, das Lachen der Überlebenden, und Hasan sagte in seinem Ruhrdeutsch mit dem anatolischen Klang: «Wir zwei, Jakob. Berg kriegt uns nich.»

Das war Kameradschaft, im ältesten, härtesten Sinn, derselbe Sinn, in dem einmal Heinrich Brass den jungen Wilhelm Kortmann am Kragen aus dem Hangenden gerissen hatte, vor sechzig Jahren, in demselben Berg. Der Berg wiederholte sich, wie er sich immer wiederholte, und stellte dieselbe Lage her: zwei Männer, die einander das Leben retteten, ohne zu fragen, ohne zu rechnen, ohne nach Herkunft oder Glauben oder Pass zu fragen. Nur dass diese Geschichte anders weiterging als die von Wilhelm und Heinrich. Jakob würde Hasan nicht verraten. Der Gedanke wäre Jakob nie gekommen, so wenig wie ihm der Gedanke gekommen wäre, im Schlaf das Atmen zu vergessen. Der Kumpel war der Kumpel. Das war alles. Das war Jakobs ganze Philosophie, und es war, ohne dass er es wusste, der Gegenentwurf zu allem, was seine Familie auf dem Gewissen hatte.

An jenem Abend kam Jakob nach Hause, müde, lebendig, und Marga war da, sie war oft da jetzt, beim kranken Vater, und sie sah ihrem Bruder an, dass etwas geschehen war.

«Wasser im Ostfeld», sagte Jakob knapp. «Hasan und ich, wir sind grad noch raus.» Er sagte es ohne Drama, wie Bergleute solche Dinge sagten. «Der Hasan hat einen alten Überhau gewusst. Ohne den wär ich jetzt unten geblieben.»

Marga sah ihren Bruder an, den geradlinigen, einfachen Jakob, der sein Leben einem türkischen Kumpel verdankte und nicht eine Sekunde darüber nachdachte, dass der Türke war, und sie dachte an die Liste in ihrer Tasche, an Wilhelm, der seinen Kumpel verraten hatte, und sie sagte, fast unwillkürlich: «Jakob. Würdest du Hasan je verraten? Wenn es eng würde. Wenn du wählen müsstest zwischen ihm und dir.»

Jakob sah sie an, als hätte sie etwas Verrücktes gefragt. «Verraten? Den Hasan?» Er schüttelte den Kopf, langsam, ohne zu verstehen, warum sie das überhaupt fragte. «Marga. Der Mann hat mir heute das Leben gerettet. Unter Tage verrät man keinen. Niemals. Eher beißt du dir die Zunge ab.» Er ging zum Waschbecken. «Was ist das für eine Frage.»

«Nichts», sagte Marga. «Eine dumme Frage.»

Aber es war keine dumme Frage gewesen. Es war die Frage, um die sich ihre ganze Familiengeschichte drehte, und Jakob hatte sie beantwortet, ohne es zu wissen, mit der Selbstverständlichkeit dessen, der noch nie in die Versuchung geraten war und vielleicht nie geraten würde, weil er aus einem Holz war, das nicht verriet. Und Marga begriff, dass es das gab, beides, in derselben Familie, im selben Blut: den Verrat des Großvaters und die unbedingte Treue des Bruders, und dass das eine das andere nicht aufhob, aber dass es bedeutete, dass nichts vorbestimmt war, dass jeder neu wählte, dass der Riss sich vererbte und die Treue auch, und dass es darauf ankam, was man daraus machte, wenn die Stunde kam.

. . .

Kapitel 7 - Augusts letztes Wort

August starb im Herbst, langsam, an der Lunge, die ihm der Berg genommen hatte, Tonne um Tonne, Schicht um Schicht. Er lag in der Stube, am Fenster, von dem aus man den Förderturm sah, und rang nach Luft, die nicht mehr kam, und Marga saß bei ihm, Tag und Nacht in den letzten Wochen, weil Lena, selbst alt geworden, es allein nicht mehr schaffte und weil Marga bei ihm sein wollte, ehe es zu spät war.

Sie hatte die Liste noch nicht aus der Hand gegeben. Sie hatte mit Ruth Brass gesprochen, einmal, zweimal, und sie rangen noch, was zu tun sei, und Marga wollte, ehe sie entschied, das Eine hören, das nur ihr Vater ihr sagen konnte. Also fragte sie ihn, in einer dieser letzten Nächte, als er klar war, klarer als seit Wochen, in jener Helligkeit, die manchmal kurz vor dem Ende kommt.

«Vater», sagte sie. «Ich muss dich etwas fragen. Über den Großvater. Wie er Steiger geworden ist, damals, neunzehnhundertfünf. Und über die Brass.»

August sah sie an, lange, und in seinen Augen war keine Überraschung, fast Erleichterung. «Du weißt es», sagte er.

«Ich hab die Liste gefunden. Im Archiv. Die Maßregelungen. Heinrich Brass. Und den Vermerk, dass die Namen von einem aus der Belegschaft kamen, der dafür Steiger wurde. Drei Monate, bevor Großvater Steiger wurde.»

August schloss die Augen. Eine Weile war nur sein Atem zu hören, das Rasseln. Dann sagte er, und diesmal brach er nicht ab, diesmal sagte er es ganz, weil er starb und der Sterbende das

Schweigen nicht mehr braucht: «Ja. Er hat sie verraten. Im Streik. Heinrich Brass und die anderen. Er hat ihre Namen genannt, im Kontor, in der Nacht, und dafür hat er das Haus behalten und die Schicht und ist Steiger geworden. Mein Vater. Dein Großvater. Darauf steht alles, Marga. Das Haus, in dem du aufgewachsen bist. Das Geld, das mir die Hochzeit bezahlt hat. Alles. Es ruht auf Heinrich Brass' Ruin.»

Marga hielt seine Hand. «Hat er es dir gesagt?»

«Nie. Mit Worten nie. Aber ich hab es gewusst, lange. Man wusste es. Die Mutter wusste es. Otto Brass wusste es. Alle wussten es und keiner sagte es.» Er hustete. «Und ich», sagte er, und jetzt kam das Schwerste, «ich hab es auch getan, Marga. Nicht denselben Verrat. Einen anderen. Im Krieg.»

Und er erzählte ihr von Tadeusz. Von dem polnischen Jungen, der ihm das Leben gerettet hatte, vor Ort, unter dem Hangenden. Und von dem Befehl, das Westfeld zu belegen, das schlagwettergefährdete, und von dem Strich, den er nicht gemacht hatte, dem einen Strich, der Tadeusz' Namen von der Liste gestrichen hätte, und von der Explosion, und von dem toten Jungen auf dem Hof. «Ich hätt ihn retten können», sagte August. «Mit einem Strich. Und ich hab's nicht getan. Aus Angst um meine Stellung. Wie mein Vater. Genau wie mein Vater. Der Apfel fällt nicht weit, Marga. Wir Kortmann, wir retten uns selbst und lassen den andern fallen. Das ist unser Erbe. Das ist es, was du in dir trägst, ob du willst oder nicht.»

Marga weinte, leise, und hielt die Hand des sterbenden Vaters, und in ihr war Entsetzen und Mitleid und etwas, das größer war als beides, eine Klarheit. «Du irrst dich», sagte sie. «Das ist nicht unser einziges Erbe. Jakob würde Hasan nie verraten. Nie. Das ist auch Kortmann-Blut. Du hast nicht nur den Verrat vererbt, Vater. Du hast

auch Jakob, der treu ist bis in den Tod. Und du hast mich. Und ich werde nicht schweigen.»

August sah sie an, und in seinem sterbenden Gesicht war etwas, das fast wie Hoffnung aussah. «Was wirst du tun?»

«Ich weiß es noch nicht ganz. Aber ich werde es nicht vergraben. Nicht wie ihr. Das Schweigen endet mit mir, Vater. Das verspreche ich dir. Was immer ich tue, ich tue es im Licht.»

August drückte ihre Hand, schwach, und sagte: «Dann war es nicht ganz umsonst. Dass ich dich gemacht hab.» Und ein paar Tage später starb er, am Fenster, mit dem Blick auf den Förderturm, dessen Rad sich drehte, und Marga schloss ihm die Augen und blieb sitzen, lange, mit der ganzen Wahrheit nun in sich, der Wahrheit zweier Generationen, des Großvaters Verrat und des Vaters Versagen, und mit dem Versprechen, das sie gegeben hatte und das sie halten würde, koste es, was es wolle.

. . .

Kapitel 8 - Was man damit macht

Nach der Beerdigung saßen Marga und Ruth Brass wieder zusammen, diesmal nicht im Café, sondern in Margas Küche, denn die Sache war zu groß geworden für einen öffentlichen Ort, und sie rangen um die Frage, die keine einfache Antwort hatte: Was macht man mit einer Wahrheit, die niemandem mehr nützt und keinem mehr schadet, weil alle tot sind, die sie betrifft?

Ruth wollte es öffentlich machen, ganz, sofort. «Mein Urgroßvater ist verleumdet worden», sagte sie. «Sechzig Jahre lang hieß es im Tal, im Revier, die Brass, das seien Querulanten gewesen, Unruhestifter, die selber schuld waren an ihrem Untergang. Und die Wahrheit ist, dass er ein anständiger Mann war, der für die Belegschaft kämpfte, und dass ihn ein Verräter aus den eigenen Reihen vernichtet hat. Das gehört ans Licht. Das ist das Mindeste, was man ihm schuldet.»

«Und was nützt es ihm», fragte Marga. «Er ist tot. Heinrich Brass ist seit vierzig Jahren tot. Ihn rehabilitiert kein Skandal mehr.»

«Es nützt seinem Andenken. Es nützt seinen Nachkommen. Es nützt der Wahrheit.»

«Und es beschämt meine Nachkommen», sagte Marga. «Meinen Bruder, der nichts dafür kann. Meine Kinder. Es beschämt ein halbes Tal, denn weißt du, Ruth, mein Großvater war nicht der Einzige. Wer im Revier ein bisschen hochgekommen ist in jenen Jahren, der hat wahrscheinlich auch einen Strich nicht gemacht oder einen Namen genannt oder weggesehen. Wenn wir das aufmachen, wo hört es auf?»

Sie war versucht, das spürte Marga, versucht, es ruhen zu lassen. Es wäre so leicht gewesen. Niemand kannte die Liste außer ihr und Ruth. Sie könnte sie zurücklegen, ins Archiv, zum Aussondern, und alles bliebe, wie es war, das Andenken und die Scham und das Schweigen, sechzig Jahre eingespielt, bequem in seiner Bitterkeit. Es war dieselbe Versuchung, die ihren Großvater gebunden und ihren Vater gekauft hatte, und Marga erkannte sie wieder: Sie wirkte nicht durch Drohung, sondern durch Vernunft, durch die leise Stimme, die sagte, es sei besser für alle, das Schwere ruhen zu lassen. So hatten alle Kortmann geschwiegen. So schwieg das ganze Revier, über so vieles. Schweigen war billig, und Reden war teuer, und Marga begriff zum ersten Mal ganz, warum drei Generationen das Billige gewählt hatten.

Sie wählte das Teure. Aber sie wählte es auf ihre Weise, nicht auf Ruths.

«Ich mach es nicht zum Skandal», sagte sie. «Kein Aufmachen, kein Anklagen, kein Pranger. Davon wird nichts besser, das gebiert nur neuen Hass, und den haben unsere Familien lange genug gehabt. Aber ich vergrabe es auch nicht. Das ist der dritte Weg, Ruth, zwischen dem Schweigen und dem Skandal: Wir benennen es. Wir geben die Wahrheit dorthin, wo sie hingehört. Es wird ja eine Chronik geschrieben, zur Schließung der Zeche, eine Geschichte von Morgenstern, hundert Jahre Bergbau. Da gehört es hinein, alles, der Streik von neunzehnhundertfünf, die Maßregelung, der Verrat, mit Namen, beglaubigt, nachlesbar. Nicht versteckt und nicht zum Skandal aufgeblasen. Einfach wahr. Einfach da. Wer es wissen will, kann es lesen. Wer nicht, muss nicht. Aber es ist nicht mehr verborgen.»

Ruth dachte lange nach. «Das ist weniger, als ich wollte», sagte sie schließlich.

«Ich weiß. Aber es ist mehr, als je ein Kortmann zugegeben hat. Und es ist das, was ich tragen kann, ohne neuen Schaden zu stiften. Heinrich Brass bekommt seinen Namen zurück, sauber, in der Chronik, für immer. Und mein Großvater bekommt seinen, auch, daneben, mit dem, was er getan hat. Beide Namen, beide Wahrheiten. Das ist Gerechtigkeit, soweit ich sie geben kann.»

Und Ruth, nach einer langen Stille, nickte. «Gut», sagte sie. «Den Weg gehe ich mit. Aber wir schreiben es zusammen, Frau Kortmann. Eine Brass und eine Kortmann, gemeinsam. Damit keiner sagen kann, es sei die Rache der einen oder die Beschönigung der anderen.»

«Zusammen», sagte Marga, und sie gaben sich die Hand, eine Kortmann und eine Brass, zum ersten Mal seit drei Generationen, über dem Tisch, auf dem die Liste lag, und es war keine Versöhnung, noch nicht, aber es war der Anfang von etwas, das größer war als die Feindschaft, die sie geerbt hatten, und kleiner als die Vergebung, die keiner von ihnen zu geben hatte: ein gemeinsames Hinsehen, ein gemeinsames Benennen, das Ende des Schweigens.

. . . .

Kapitel 9 - Rheinhausen

Im Winter siebenundachtzig stand das Revier noch einmal auf, ein letztes großes Mal, und es stand auf für den Stahl, nicht für die Kohle, aber das war einerlei, denn Kohle und Stahl waren Geschwister, und wenn das eine starb, starb das andere mit. In Rheinhausen, am Rhein, sollte das Stahlwerk von Krupp geschlossen werden, ein Werk mit zehntausend Mann, das Herz einer ganzen Stadt, und die Belegschaft wehrte sich, wie sich das Revier lange nicht mehr gewehrt hatte, und ihr Widerstand wurde zum Fanal für alle, die das Sterben der Industrie nicht mehr hinnehmen wollten.

Sie besetzten die Brücke über den Rhein, die Brücke der Solidarität, wie sie sie nannten, und Tag und Nacht hielten sie sie besetzt, in der Kälte, mit Feuern in Tonnen, und das ganze Revier kam, aus allen Zechen, aus allen Werken, um zu zeigen, dass man nicht allein war, dass die alte Solidarität nicht tot war, dass die Vielen noch immer die Vielen waren.

Marga fuhr hin, mit Jakob und Hasan und, was sie selbst überraschte, mit Ruth Brass. Sie fuhren zusammen, in einem Auto, die Kortmann und die Brass und der Türke, die drei Linien, die sich nie hätten begegnen sollen nach der Logik der Geschichte, und sie standen zusammen auf der Brücke, in der Menge, im Rauch der Feuer, und es war kalt, und es war voller Menschen, und es war, dachte Marga, das Gegenteil von allem, was ihre Familie auf dem Gewissen hatte.

Denn hier war sie, die Solidarität, die Wilhelm Kortmann neunzehnhundertfünf verraten hatte. Hier, achtzig Jahre später, auf

einer Brücke über dem Rhein, lebte sie wieder, ungebrochen, das Zusammenstehen der Vielen gegen die, die über ihre Köpfe hinweg entschieden. Es war zu spät, das wussten sie alle; Rheinhausen würde geschlossen werden, so oder so, die Entscheidung war anderswo gefallen, in Vorstandsetagen, in Bilanzen, und keine Brücke der Welt würde sie umstoßen. Aber sie standen trotzdem. Nicht weil sie gewinnen konnten, sondern weil das Stehen selbst die Sache war, weil ein Mensch sich aufrichten muss, auch wenn er weiß, dass er fällt, weil die Würde nicht im Sieg liegt, sondern im Nichtaufgeben.

Jakob und Hasan standen Schulter an Schulter, wie sie unter Tage Schulter an Schulter standen, und sangen mit, als sie das Steigerlied sangen, das alte Lied, Glück auf, Glück auf, der Steiger kommt, und Hasan kannte es inzwischen, sang es mit seinem anatolischen Klang, und niemand fand das fremd, denn hier, in diesem Moment, war keiner fremd, hier waren alle nur eines: Menschen, die nicht losließen, was ihnen genommen wurde.

Und Marga sah Ruth Brass an, im Schein der Feuer, und Ruth sah Marga an, und zwischen ihnen ging etwas hin und her, ein Verstehen. «Schau», sagte Marga. «Das hier. Das hat mein Großvater verraten. Dafür hat dein Urgroßvater gekämpft. Und schau, es ist immer noch da. Achtzig Jahre später. Sie kriegen es nicht tot.»

«Nein», sagte Ruth. «Sie kriegen es nicht tot.» Und nach einer Weile, leiser: «Vielleicht ist das die beste Rehabilitierung für meinen Urgroßvater. Nicht ein Eintrag in einer Chronik. Sondern dass das, wofür er gestorben ist, noch lebt. Hier. Heute. Auf dieser Brücke.»

Sie standen bis tief in die Nacht, im Rauch und in der Kälte, und es war eine Niederlage, die sie da gemeinsam erlebten, denn Rheinhausen fiel, wie alles fiel. Aber es war eine Niederlage, die etwas verwandelte, zwischen den beiden Familien, die hier zum

ersten Mal nicht gegeneinander, sondern nebeneinander standen, im Dienst derselben Sache, für die einmal ein Brass gestorben und von einem Kortmann verraten worden war, und die nun, achtzig Jahre und drei Generationen später, die beiden Linien wieder zusammenführte, auf einer Brücke, die den Namen trug, der alles sagte: Solidarität.

. . .

Kapitel 10 - Hasan

Als die Schließung von Morgenstern beschlossen war, kam für Hasan Yıldız zum zweiten Mal in seinem Leben der Boden ins Wanken. Das erste Mal war es gewesen, als er sein Dorf verließ, ein junger Mann mit einem Pappkoffer, hinaus in eine Welt, die er nicht kannte. Nun, ein Vierteljahrhundert später, verlor er die Welt, in der er heimisch geworden war, ohne es ganz gemerkt zu haben, und stand wieder vor dem Nichts, ein alter Mann diesmal, mit grauem Haar und einer kaputten Lunge und Kindern, die hier geboren waren.

«Ich geh zurück», sagte Hasan zu Jakob, in der Kaue, als sie das letzte Mal über das Ende redeten. «Endlich. Türkei. Haus bauen. Wie ich immer gesagt hab.» Aber er sagte es ohne Überzeugung, und Jakob hörte es, und beide wussten, dass es nicht stimmte.

Denn das Dorf bei Kayseri, von dem Hasan fünfundzwanzig Jahre geträumt hatte, das gab es so nicht mehr. Die, die er gekannt hatte, waren fort oder tot oder selbst weggezogen, in die Städte, nach Istanbul, nach Deutschland. Seine Kinder waren keine Türken mehr, nicht ganz; sie waren Ruhrkinder, sprachen Ruhrdeutsch, kannten den Schnee und die Halde und das Steigerlied, und die Türkei war für sie ein Ferienland, fremd und heiß, nicht Heimat. Wenn Hasan zurückging, ging er allein in eine Vergangenheit, die es nicht mehr gab, und ließ seine Kinder in einer Zukunft zurück, die ihre war.

«Bleib», sagte Jakob. «Deine Kinder sind hier. Du gehörst hierher, Hasan. So gut wie ich. Besser vielleicht, denn ich hab nichts gewählt, ich bin nur hier geboren. Du hast dich für das Revier entschieden, jeden Tag aufs Neue, fünfundzwanzig Jahre lang. Das

ist mehr Heimat als meine.»

Hasan sah ihn an, den alten Kumpel, der ihm das Leben verdankte und dem er das seine verdankte, und etwas in seinem Gesicht löste sich, eine Last von fünfundzwanzig Jahren, die Last des immer aufgeschobenen Zurück. «Vielleicht hast du recht», sagte er. «Vielleicht ist das hier jetzt mein Dorf. Voßlohe. Wer hätte das gedacht.» Und er lachte, das Lachen der Bergleute, das so gar nicht in das Ende passte und es gerade darum erträglich machte.

Er blieb. Wie so viele blieben, die gekommen waren, um zu gehen, und geblieben waren, weil das Leben sie gehalten hatte, mit Kindern, mit Freundschaften, mit fünfundzwanzig Jahren unter Tage, die einen Menschen prägen wie nichts sonst. Es war keine triumphale Entscheidung, kein glückliches Ankommen; es war ein nüchternes Bleiben, ein Sich-Abfinden mit dem, was war, und eine späte, stille Würde darin: dass Bleiben auch eine Wahl ist, kein Scheitern, sondern ein Entschluss.

Marga sah Hasan in jenen Tagen, beim Abschied von der Zeche, und sie dachte an Tadeusz, von dem ihr Vater erzählt hatte, an den polnischen Jungen, der hatte heimkehren wollen und es nicht durfte, weil man ihn verschleppt und in den Tod geschickt hatte. Und sie sah Hasan, den Türken, der hatte heimkehren wollen und es nicht tat, weil das Leben ihn gehalten hatte, in Freiheit, mit Kindern, mit einem Kumpel, der für ihn einstand. Zwei Fremde im Revier, zwei Männer aus der Ferne, der eine im Krieg vernichtet, der andere im Frieden geblieben, und zwischen ihnen lagen vierzig Jahre und der ganze Unterschied zwischen einer Zeit, die Menschen verbrauchte, und einer, die sie, mit allen Mängeln, leben ließ. Es war kein vollkommener Frieden, das Revier der Gastarbeiter, es gab Misstrauen und Fremdheit bis zuletzt. Aber Hasan durfte bleiben,

durfte alt werden, durfte seine Kinder aufwachsen sehen, und das war, gemessen an Tadeusz, gemessen an dem, was Menschen einander antun konnten, ein ungeheurer Fortschritt, und Marga nahm ihn wahr und war dankbar dafür, leise, ohne ihn zu beschönigen.

. . . .

Kapitel 11 - Versöhnung

Die Chronik erschien im Frühjahr neunundachtzig, ein schmaler Band, herausgegeben zur Schließung der Zeche Morgenstern, hundert Jahre Bergbau in Voßlohe, und in ihr stand, in einem Kapitel über den großen Streik von neunzehnhundertfünf, die Wahrheit, die Marga und Ruth gemeinsam aufgeschrieben hatten, nüchtern, belegt, ohne Triumph und ohne Beschönigung.

Es stand darin, dass im Streik die Solidarität der Belegschaft gebrochen worden war, dass Namen verraten worden waren, dass Männer gemäßregelt wurden, an ihrer Spitze Heinrich Brass, ein aufrechter Gewerkschafter, der für die Belegschaft gekämpft hatte und dafür vernichtet wurde. Und es stand darin, belegt- und nachprüfbar, dass der Verrat aus den eigenen Reihen gekommen war, von einem Hauer, der dafür zum Steiger aufstieg, und dass dieser Hauer Wilhelm Kortmann hieß. Beide Namen. Heinrich Brass, rehabilitiert. Wilhelm Kortmann, benannt. Die Wahrheit, schwarz auf weiß, für jeden, der sie lesen wollte.

Es gab keinen Skandal. Das hatte Marga gewollt, und so kam es: Das Revier nahm die Wahrheit auf, wie es alles aufnahm, mit dem alten, gefassten Ernst. Ein paar alte Leute, die noch wussten oder ahnten, kamen zu Marga, leise, an der Tür, auf der Straße, und sagten, es sei gut, dass es nun heraus sei, ihr Vater, ihr Großvater habe immer etwas gewusst von der alten Geschichte und nie gewagt, es zu sagen. Manche Kortmann-Verwandte grüßten Marga nicht mehr, schämten sich, fühlten sich verraten von der, die die Familie bloßgestellt hatte. Marga ertrug es. Es war ein kleiner Preis für ein

großes Schweigen, das sie beendet hatte.

Das Wichtigste aber geschah zwischen ihr und Ruth.

Sie standen, als die Chronik erschienen war, gemeinsam am Grab des Heinrich Brass, das verfallen war, vergessen, sechzig Jahre lang ungepflegt, weil die Brass zu arm und zu verbittert gewesen waren, sich darum zu kümmern. Marga hatte den Stein richten lassen, auf eigene Kosten, ohne Aufhebens, und nun stand da wieder ein Name, lesbar: Heinrich Brass, und die Jahre, und darunter, was Marga und Ruth gemeinsam gewählt hatten: «Er hielt zur Belegschaft.»

«Ich kann dir nicht vergeben, was deine Familie meiner angetan hat», sagte Ruth am Grab. «Das steht mir nicht zu. Heinrich müsste vergeben, und Heinrich ist tot. Und ich will dir auch nicht vergeben, ehrlich gesagt, denn Vergebung wäre zu einfach, die würde es kleiner machen, als es war.»

«Ich will keine Vergebung», sagte Marga. «Ich hab nichts getan, wofür ich um Vergebung bitten müsste, und für das, was mein Großvater getan hat, kann mir keiner vergeben, weil es nicht meines ist. Ich wollte nur, dass es benannt ist. Dass es aufhört, verborgen zu sein. Mehr nicht.»

«Das ist genug», sagte Ruth. «Das ist mehr, als ich je erwartet hätte von einer Kortmann.» Und sie sah Marga an, und in ihrem Blick war nicht Vergebung und nicht Feindschaft, sondern etwas Neues, etwas, das es zwischen Brass und Kortmann nie gegeben hatte: Achtung. «Weißt du, was komisch ist? Meine Tochter und dein Neffe, der Sohn von deinem Bruder Jakob. Die kennen sich. Aus der Schule. Die sind befreundet, sagt man mir. Vielleicht mehr.» Sie lächelte, zum ersten Mal. «Eine Brass und ein Kortmann. Stell dir vor.»

«Stell dir vor», sagte Marga, und auch sie lächelte, und über dem gerichteten Grab des Heinrich Brass, das nun wieder einen Namen trug und eine Wahrheit, gaben sich die beiden Frauen die Hand, eine Kortmann und eine Brass, und es war kein Schlusstrich und keine große Versöhnung, sondern etwas Schlichteres und Haltbareres: das Ende einer Feindschaft, die niemand mehr erben würde, weil die nächste Generation schon dabei war, sie zu überwinden, ohne viel Aufhebens, wie Kinder Dinge überwinden, die den Alten unüberwindlich schienen.

. . .

Kapitel 12 - Die letzte Schicht

Am Tag der letzten Schicht kam die ganze Stadt zur Zeche Morgenstern, denn es war nicht nur das Ende eines Betriebs, es war das Ende einer Welt, der einzigen, die Voßlohe je gekannt hatte.

Sie fuhren ein letztes Mal an, die letzte Schicht, und Jakob war dabei, und Hasan, und die anderen, die übrig geblieben waren, die Alten, die mit der Zeche alt geworden waren. Sie fuhren hinunter in der Frühe, wie sie ein Leben lang hinuntergefahren waren, im Korb, der fiel, und das viereckige Stück Himmel verschwand über ihnen, erst grau, dann grauer, dann nichts mehr, ein letztes Mal. Unten taten sie, was zu tun war, sicherten die Strecken, legten das Werkzeug nieder, und dann standen sie ein letztes Mal vor Ort, am Stoß, Mann an Mann, im Licht der Lampen, und keiner sagte viel, denn was sollte man sagen.

«Glück auf», sagte Jakob schließlich, und es war diesmal kein Wunsch für die Auffahrt, sondern ein Abschied, das letzte Glück auf einer hundertjährigen Geschichte.

«Glück auf», sagten die anderen, und Hasan auch, mit seinem anatolischen Klang, «Glück auf», und dann fuhren sie aus, zum letzten Mal, und der Korb hob sie herauf, und das viereckige Stück Himmel wuchs über ihnen, erst nichts, dann grau, dann Tag, und sie traten heraus ans Licht, zum letzten Mal als Bergleute, und draußen wartete die Stadt.

Über Tage war alles versammelt. Eine Blaskapelle spielte, die Fahnen der Gewerkschaft, der Vereine, und tausende Menschen, die Familien, die Alten, die Kinder. Marga war da, und Lena, alt und

gebeugt, im Rollstuhl, die das ganze Jahrhundert mit erlebt hatte, von der Hochzeit in der Krise bis zu diesem Tag. Ruth Brass war da. Hasans Familie war da. Die ganze Stadt war da, um Abschied zu nehmen.

Und dann hielt das Rad an.

Es war der Augenblick, auf den alle gewartet hatten und den niemand ertragen wollte: Man stellte die Förderung ein, ein letztes Mal, und das Rad des Förderturms, das sich gedreht hatte, seit Wilhelm Kortmann ein junger Hauer gewesen war, das sich gedreht hatte durch drei Kriege und zwei Inflationen und eine Diktatur, das sich gedreht hatte über allen Katastrophen, gleichgültig und unermüdlich, das Rad hielt an. Es lief langsamer, langsamer, und dann stand es still, und über der Stadt lag eine Stille, die niemand kannte, die Stille des stehenden Rades, dieselbe Stille, die einmal der große Streik gebracht hatte und der passive Widerstand und der Zusammenbruch, aber diesmal war es eine endgültige Stille, denn diesmal würde das Rad nicht wieder anlaufen.

Die Blaskapelle spielte das Steigerlied, und tausend Menschen sangen mit, Glück auf, Glück auf, der Steiger kommt, und viele weinten, alte Männer, die nie geweint hatten, weinten offen, denn mit dem Rad hielt ihr Leben an, das, was sie gewesen waren, was ihre Väter gewesen waren, was ihre Söhne nicht mehr sein würden.

Marga stand in der Menge, zwischen Jakob und Hasan, hinter Lenas Rollstuhl, und sah das stille Rad, und sie dachte an alle, die hier hätten stehen müssen und nicht mehr standen: an Wilhelm, der das Rad in Gang gehalten hatte um den Preis eines Verrats; an August, der einen Jungen in den Tod geschickt hatte für die Förderung, die nun endete; an Heinrich Brass, der für die Belegschaft gestorben war; an Tadeusz, der nie hatte heimkehren dürfen; an

Bertha und Otto und Käthe und alle, die das Jahrhundert verbraucht hatte. Sie waren alle hier, dachte Marga, in diesem stillen Rad, alle Toten der hundert Jahre, und sie waren alle fort. Das Rad stand still, und mit ihm stand die Geschichte still, die ganze Last und die ganze Schuld und die ganze Treue, alles hielt für einen Augenblick den Atem an, und dann war es vorbei.

. . .

Kapitel 13 - Der alte Mann, geöffnet

Bevor sie die Zeche endgültig stilllegten, gab es noch eine letzte Befahrung, eine technische, um die Strecken aufzugeben, die Pumpen abzustellen, den Berg sich selbst zu überlassen. Denn wenn die Pumpen schwiegen, würde das Grubenwasser steigen, langsam, Jahr um Jahr, und die Strecken fluten, die ein Jahrhundert lang trocken gehalten worden waren, und der Berg würde zurücknehmen, was der Mensch ihm abgerungen hatte.

Marga durfte mit. Es war eine Ausnahme, und sie verdankte sie Jakob und einem Steiger, der ein Auge zudrückte, und der Tatsache, dass die Zeche tot war und die alten Verbote mit ihr. Eine Frau im Schacht bringt Unglück, hatte es geheißt, ihr Leben lang, und sie hatte am Tor gestanden und nie hindurchgedurft. Nun, da es kein Unglück mehr zu bringen gab, da die Zeche schon verloren war, durfte sie hinunter, ein einziges Mal, die Frau, der man es ein Leben lang verwehrt hatte.

Sie fuhr an, im Korb, der fiel, und das viereckige Stück Himmel verschwand über ihr, erst grau, dann grauer, dann nichts, und Marga, achtundfünfzig Jahre alt, erlebte zum ersten und letzten Mal, was die Männer ihrer Familie jeden Tag erlebt hatten, hundert Jahre lang: das Fallen in den Berg, den Magen, der oben bleibt, die Dunkelheit, die das Licht nur kurz beiseiteschiebt. Sie verstand auf einmal vieles, was sie nie verstanden hatte, körperlich verstand sie es, und sie dachte an Wilhelm, an August, an Jakob, die hier hinabgefahren waren, Tag für Tag, und an das, was die Tiefe mit einem Menschen macht.

Jakob führte sie. Er kannte den Weg blind, wie sein Vater und sein Großvater ihn blind gekannt hatten, durch die Strecken, in der Hitze, im Tropfen des Wassers, und schließlich kamen sie zu einer Stelle, vor der eine alte, vermauerte Strecke lag, versiegelt vor langer Zeit, der alte Mann, das ausgekohlte, verlassene Revier.

«Das ist eine der ältesten», sagte Jakob. «Die haben sie zugemacht, noch vor dem Ersten Krieg, sagt der alte Riss. Da war Großvater noch jung.»

Marga stand vor der Mauer, hinter der die Dunkelheit lag, der alte Mann, den niemand mehr betreten würde, in dem nichts mehr war als ausgehöhlter Fels und das Wasser, das bald steigen würde. Und sie begriff, ohne dass es ihr jemand sagte, dass dies der Ort war, dass hinter solchen Mauern, im Lauf der Jahre, alles eingemauert worden war, was die Familie und das Revier vergraben hatten: der Verrat des Großvaters, der nicht gemachte Strich des Vaters, die hundert Jahre Schuld und Schweigen, alles dem Dunkel überlassen, dem Berg zurückgegeben, in der Hoffnung, es bliebe dort.

Aber es war nicht dort geblieben. Das war die Wahrheit, die Marga nun verkörperte, sie selbst, eine Frau im Schacht, vor dem alten Mann: Was man einmauert, bleibt nicht eingemauert. Das Wasser steigt, und eines Tages findet es eine Mauer, die nicht hält, und gibt frei, was es bedeckt hat. Sie hatte den alten Mann geöffnet, nicht mit der Hand, sondern mit der Wahrheit, mit der Chronik, mit dem Benennen. Sie hatte getan, was Wilhelm und August nicht gewagt hatten: die Mauer eingerissen, bevor das Wasser sie einriss.

«Komm», sagte Jakob. «Hier gibt's nichts mehr zu sehen. Nur alten Berg.»

«Nein», sagte Marga. «Nur alten Berg.» Und sie sah noch einen Moment auf die Mauer, hinter der das Dunkel lag und bald das

Wasser, und dann wandte sie sich ab. Denn es war wirklich nur noch alter Berg. Sie hatte die Geschichte ans Licht geholt, und nun, da sie benannt war, war sie kein Geheimnis mehr und keine Schuld, die im Dunkeln drückte, sondern nur noch Vergangenheit, nachlesbar, abgeschlossen. Aus dem Geheimnis war wieder Geologie geworden: Stein, Wasser, Dunkel, beendet. Das Wasser durfte steigen. Es würde nichts mehr freigeben, was nicht schon frei war.

Sie fuhren aus, ein letztes Mal, und das viereckige Stück Himmel wuchs über Marga, erst nichts, dann grau, dann Tag, und sie trat heraus ans Licht, die Frau, die hinuntergefahren war, und atmete die obere Luft, und über ihr stand das Rad, still nun, für immer, und es fragte nicht mehr, wer es gedreht hatte und um welchen Preis, denn es drehte sich nicht mehr.

Kapitel 14 - Der Fall der Mauer

Im November neunundachtzig, wenige Monate nachdem das Rad von Morgenstern stillgestanden war, fiel in Berlin die Mauer, und Marga sah es im Fernsehen, wie alle es im Fernsehen sahen, die Menschen, die auf der Mauer tanzten, die Grenze, die sich öffnete, eine Welt, die zu Ende ging, während eine andere begann.

Es war eine seltsame Gleichzeitigkeit, und Marga spürte sie tief. In Voßlohe hatte man eben eine Welt begraben, das Revier der Kohle, das Jahrhundert des Bergbaus, das stille Rad. Und nun, im selben Herbst, fiel im Osten eine andere Mauer, und eine andere Teilung endete, und die Zeitungen waren voll von Aufbruch, von Zukunft, von Einheit, während Voßlohe noch im Abschied stand. Zwei Epochen kippten zugleich, die eine ins Ende, die andere in den Anfang, und es war, als hätte die Geschichte einen großen Atemzug getan, ausgeatmet im Westen, eingeatmet im Osten, und niemand wusste, was der nächste bringen würde.

Für die Familie Kortmann bedeutete das Ende der Zeche etwas, das sie nie gekannt hatte: Freiheit. Zum ersten Mal seit Wilhelm war keiner von ihnen mehr an die Zeche gebunden. Das Haus gehörte nicht mehr der Zeche; man hatte es kaufen können, billig, beim Rückzug der RAG, und Lena, alt, besaß zum ersten Mal in ihrem Leben das Dach über ihrem Kopf, das ihr niemand mehr nehmen konnte. Jakob, ohne Schicht, bekam eine Abkehrprämie und eine Umschulung; er war zu jung für die Rente und zu alt für einen ganz neuen Anfang, und er stand, wie viele, zwischen den Zeiten, befreit und haltlos zugleich. Hasan, geblieben, suchte sich Arbeit über Tage,

fand sie, verlor sie, fand wieder. Und Marga, die die Wahrheit erledigt hatte, die das Schweigen gebrochen hatte, stand vor einem Leben, in dem die große Aufgabe getan war und nun nur noch das Leben selbst blieb.

Es war eine zwiespältige Freiheit. Denn die Bindung an die Zeche war eine Last gewesen, ein Joch, hundert Jahre lang: Sie hatte die Häuser besessen, die Stimmen, die Leben, sie hatte gefordert und genommen und Menschen verbraucht. Aber sie hatte auch gehalten. Sie hatte einen Ort gegeben, eine Zugehörigkeit, ein Wissen darum, wer man war: Man war Bergmann, man gehörte zur Belegschaft, zur Kolonie, zur Solidarität der Vielen. Mit der Zeche fiel auch das weg, das Halt gegeben hatte, und übrig blieb die Freiheit, die auch Verlust war, die Freiheit eines Menschen, der nicht mehr weiß, wer er ist, weil das, was ihn bestimmt hat, nicht mehr da ist.

«Was sind wir jetzt», fragte Jakob einmal, in jenem Winter, halb im Scherz, halb verzweifelt. «Wenn wir keine Bergleute mehr sind. Was sind wir dann?»

Marga hatte keine Antwort, nicht sofort. Sie sah ihren Bruder an, den geradlinigen Jakob, der nichts gewesen war als Bergmann, mit ganzem Herzen, und der nun nichts mehr war, und sie dachte lange nach. «Wir sind die, die es gewesen sind», sagte sie schließlich. «Das nimmt uns keiner. Wir sind die, die hinuntergefahren sind, hundert Jahre lang, und die Kohle geholt haben, mit der das Land gebaut wurde. Das bleibt, Jakob, auch wenn das Rad steht. Das ist nichts, was man sein muss. Das ist etwas, was man gewesen ist. Und gewesen ist man für immer.»

Es war ein magerer Trost, in jenem Winter, in dem im Osten die Menschen auf den Mauern tanzten und im Westen das Revier seine Zechen begrub. Aber es war ein wahrer Trost, und Marga hielt sich

darán, und Jakob hielt sich daran, und draußen, über der Stadt, stand das stille Rad, das niemand mehr drehte, ein Denkmal schon, bevor es eines war, und erinnerte daran, was hier gewesen war, hundert Jahre lang, und nun nicht mehr war und doch, auf seine Weise, blieb.

. . . .

Kapitel 15 - Was bleibt, wenn die Förderung endet

Die Jahre danach veränderten Voßlohe langsamer, als man gefürchtet hatte, und tiefer. Die Kolonie wurde saniert, die alten Zechenhäuser bekamen neue Fenster, neue Dächer, manche wurden verkauft, an die, die jahrzehntelang darin gewohnt hatten und sie nun besaßen. Das Zechengelände lag eine Weile brach, ein Wundmal aus Beton und Rost, und dann begann der Strukturwandel, von dem alle redeten: Man riss ab, man baute um, ein Gewerbegebiet hier, ein Technologiezentrum dort, und der Förderturm, den man hätte sprengen können wie so viele andere, blieb stehen, unter Denkmalschutz, ein Mahnmal, ein Wahrzeichen, das Letzte, was von der Zeche Morgenstern blieb.

Die Halde ergrünte. Das war das Bild, das Marga am meisten bewegte: Der Abraumberg, der über der Stadt aufgewachsen war, hundert Jahre lang, aus dem tauben Gestein, das man mit der Kohle heraufgefördert und nicht hatte brauchen können, dieser schwarze, kahle Berg begann sich zu begrünen, erst mit Gräsern, dann mit Birken, mit Sträuchern, und nach einigen Jahren war er grün, ein Hügel, auf den die Leute stiegen, um die Aussicht zu genießen, ein Naherholungsgebiet, wo einmal der Abfall eines Jahrhunderts gelegen hatte.

Marga ging oft hinauf, in jenen Jahren, als sie alt wurde. Von der begrüneten Halde aus überblickte man das ganze Revier, das tote und das neu werdende, die stillgelegten Fördertürme, die noch standen, die Schornsteine, die nicht mehr rauchten, und dazwischen das Neue,

die Gewerbeparks, die Wohnsiedlungen, die Autobahnen. Sie saß dort oben, auf einer Bank, die man aufgestellt hatte, und sah hinaus, und sie dachte über das nach, was sie getan hatte, und über das, was geblieben war.

Denn das hatte sie gelernt, in diesen Jahren: dass nicht die Wahrheit erlöste. Sie hatte die Wahrheit ans Licht geholt, den Verrat des Großvaters benannt, den Namen des Heinrich Brass rehabilitiert, das hundertjährige Schweigen gebrochen. Und sie hatte geglaubt, halb wenigstens, dass das etwas erlösen würde, dass eine Last von der Familie fiel, dass ein Frieden käme. Aber so war es nicht gewesen. Die Wahrheit erlöste nichts. Wilhelm war doch ein Verräter, August doch ein Versager, Heinrich doch ein Vernichteter, und kein Benennen machte das ungeschehen. Die Toten blieben tot, die Schuld blieb Schuld, das Revier blieb gestorben.

Was sich geändert hatte, war ein Einziges, und Marga begriff erst spät, dass es genug war: Man hatte aufgehört zu verwalten. Man hatte aufgehört, das Wasser über dem Weg zu halten, die Wahrheit hinter der Mauer. Drei Generationen lang hatte die Familie und mit ihr das ganze Revier den Atem angehalten über versenkten Dingen, hatte verschwiegen, verrechnet, vererbt, und nun, da das Verschwiegene benannt war, da die Mauern offen waren, durfte man endlich ausatmen. Nicht erleichtert, nicht glücklich, nicht erlöst. Nur ehrlich.

Und das, dachte Marga, von der begrünten Halde aus, über dem toten und neu werdenden Revier, das war vielleicht alles, was ein Mensch erreichen konnte: nicht die Schuld zu tilgen, die nicht zu tilgen war, nicht die Toten zu erwecken, sondern nur aufzuhören, sie zu verbergen. Die Solidarität, die Wilhelm verraten hatte, war nicht gestorben; sie hatte nur die Form gewechselt, von der Schicht in die Erinnerung, von der Belegschaft in die Geschichte, die nun ehrlich

erzählt wurde. Heinrich, Tadeusz, Wilhelm, August, alle bekamen, was möglich war, das Einzige, was Marga ihnen geben konnte: einen Namen, kein Urteil. Sie waren benannt, alle, mit ihrer Schuld und ihrer Treue, und sie waren nicht mehr verborgen, und das war das Vermächtnis, das Marga hinterließ, das einzige, das hielt, wenn die Förderung endete: die Wahrheit, ausgesprochen, und der Atem, endlich ausgelassen.

. . .

Kapitel 16 - Glück auf

Jahre später, an einem klaren Herbsttag, ging eine alte Frau über die begrünte Halde, gestützt auf einen Stock, und mit ihr gingen zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen, die ihr die Hand hielten und sie mit Fragen löcherten, wie Kinder es tun.

Die alte Frau war Marga. Und die Kinder waren das Neue: Das Mädchen war eine Brass, die Enkelin von Ruth, und der Junge war ein Kortmann, Jakobs Enkel, und sie waren Vettern zweiten Grades oder so etwas, denn Jakobs Sohn hatte Ruths Tochter geheiratet, eine Kortmann und eine Brass, und aus den beiden Linien, die sich drei Generationen lang nicht begrüßt hatten, war eine geworden. Und in der Klasse des Jungen saß auch ein Mädchen, das Yıldız hieß, Hasans Urenkelin, und die drei spielten zusammen, Kortmann und Brass und Yıldız, und keines wusste, dass das vor hundert Jahren undenkbar gewesen wäre, und das war das Beste daran: dass sie es nicht wussten, dass für sie selbstverständlich war, was die Alten mit Blut und Schweigen bezahlt hatten.

«Was ist das, Oma?», fragte der Junge und zeigte hinüber, wo über den Dächern, über dem grünen und grauen Revier, ein einzelner Förderturm stand, still, das Rad reglos gegen den Herbsthimmel.

«Das ist ein Förderturm», sagte Marga. «Da haben sie früher Kohle gefördert. Tief unten aus der Erde. Dein Urgroßvater ist da hinuntergefahren, jeden Tag, und sein Vater, und dessen Vater. Hundert Jahre lang.»

«Und warum dreht sich das Rad nicht mehr?»

«Weil sie keine Kohle mehr fördern. Das ist vorbei. Lange vorbei. Jetzt ist es nur noch ein Denkmal. Damit man nicht vergisst, was hier war.»

Das Mädchen, die kleine Brass, sah zu dem stillen Rad hinüber. «War es schön, früher? Mit der Kohle?»

Marga überlegte. Es war eine Kinderfrage, und sie verlangte eine wahre Antwort, denn Kinder merkten, wenn man log. «Nein», sagte sie. «Schön war es nicht. Es war hart. Die Männer haben sich kaputtgearbeitet, viele sind gestorben, unter Tage, an der Lunge. Und es ist viel Unrecht geschehen, hier, früher. Menschen haben einander verraten, weil die Zeiten so schwer waren.» Sie hielt inne. «Aber es war auch etwas Gutes da. Die Menschen haben zusammengehalten. Unter Tage hat einer auf den anderen aufgepasst, egal woher er kam. Das nannte man Solidarität. Und das war das Schönste daran, das Einzige vielleicht, das wirklich schön war.»

«Halten wir auch zusammen?», fragte der Junge.

«Ich hoffe es», sagte Marga. «Ich hoffe es sehr.»

Sie standen einen Moment und sahen hinüber zum stillen Rad, die alte Frau und die zwei Kinder, und der Wind ging über die begrünte Halde, über das Revier, das die Kohle losgelassen hatte, und Marga dachte an alle, die hier gewesen waren: an Wilhelm, der verraten hatte, und Heinrich, der verraten worden war; an August, der weggesehen hatte, und Tadeusz, der gestorben war; an Jakob und Hasan, die einander das Leben gerettet hatten; an Otto und Ruth und Bertha und Lena und an sich selbst, die das Schweigen gebrochen hatte. Sie waren alle hier, in diesem stillen Rad, in dieser Erde, in diesen Kindern, die ihre Hände hielten und nicht wussten, auf welchen Schultern sie standen, und denen man es eines Tages würde erzählen müssen, nicht als Wunde, sondern als Geschichte, ehrlich,

mit Schuld und mit Treue, damit sie wüssten, woher sie kamen, und besser machten, was die Alten falsch gemacht hatten.

«Glück auf», sagte Marga leise, zu dem stillen Rad, zu allen, die nicht mehr da waren, zu den Kindern, die da waren.

«Was heißt das, Oma?», fragte das Mädchen. «Glück auf?»

«Das war der Gruß der Bergleute», sagte Marga. «Wenn sie hinunterfahren, haben sie es gesagt. Es hieß: Komm wieder herauf. Komm lebendig zurück. Es war ein Wunsch, dass man sich wiedersieht.» Sie nahm die beiden Kinder fester bei der Hand und wandte sich von dem stillen Rad ab, der Stadt zu, dem Leben zu. «Komm», sagte sie. «Es wird kühl. Gehen wir heim.»

Und sie gingen den grünen Hügel hinab, die alte Frau und die zwei Kinder, fort von dem stillen Förderturm, der hinter ihnen stand gegen den Herbsthimmel, das Rad reglos, ein Jahrhundert reglos, und über dem Revier, das die Kohle losgelassen hatte und mit ihr endlich den Riss, lag das klare, kühle Licht eines Tages, der nichts mehr förderte und nichts mehr verbarg.

Über dieses Buch

Schicht

Ein Schreib-Experiment von aban news, Kapitel für Kapitel mit Claude Opus verfasst und redigiert.

Riedmatt, der Stausee und alle Figuren sind erfunden; Ähnlichkeiten mit realen Orten oder Personen sind Zufall.

© 2026 aban news · Allen Chour, Belp (CH) · abannews.com